

III. Translokale Formationen

Wissens- und Übersetzungsarbeit in Ramallah und Sarajevo

Es bleibt die Frage, welche Relevanz die nunmehr freigelegten *imaginären Dimensionen* Auswärtiger Kulturpolitik mit ihren Argumentationsfiguren, politischen Rationalitäten und epistemologischen Ordnungen im Arbeitsalltag deutscher Kulturmittler besitzen. Diese Frage nach *den Beziehungen zwischen Diskursen und Praxen* rückt nun in den Vordergrund der Analyse. Ich verfolge hierzu die diskursive Formation einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention*, die Schlüsselbegriffe *Deutschlandbilder vermitteln* und *Dialog* sowie Angehörige der *policy community* nach Ramallah, Sarajevo und Tel Aviv. Die kulturpolitischen Handlungsfelder, die durch die Mobilisierung von Akteuren, materiellen Ressourcen und Zielsetzungen einer deutschen Politik an diesen Orten entstehen, bilden hierbei den Untersuchungsrahmen. Neben meinen ethnografischen Beobachtungen in den Goethe-Instituten in Ramallah und Sarajevo stellen Interviews mit Besucherinnen und Projektpartnern dieser Institute sowie mit Kulturmittlern, Diplomatinen und Vertreterinnen deutscher politischer Stiftungen in Bosnien-Herzegowina, den besetzten Palästinensischen Gebieten und in Israel die empirische Basis für die nun folgende Textteile dar. Zwei analytische Perspektiven strukturieren dieses Kapitel:

Zum einen untersuche ich kulturpolitische Vermittlung als eine *Wissensarbeit*, die durchgängig Übersetzungen zwischen zwei Polen herzustellen versucht: den politischen Zentren in Deutschland mit ihren Zielvorgaben, Denklogiken und Interessenskonjunkturen einerseits und den lokalen Kontexten mit ihren jeweiligen materiellen Rahmenbedingungen, kulturpolitischen Erfordernissen und hier situierten Diskursen andererseits. Im zweiten Abschnitt dieses Kapitels schlage ich *translokale Praxis- und Übersetzungsfelder* als ein Analysemodell vor, um Grundlagen und Effekte einer solchen Wissensarbeit gerade auch vergleichend in den Blick nehmen zu können. Auf dieser Basis arbeite ich in den folgenden Abschnitten (III.3-5) vier unterschiedliche *Strategien kulturpolitischer Übersetzung* heraus, die diese beiden Pole auf eine jeweils andere Weise zueinander in Beziehung setzen und hierbei immer *stabile und*

flüchtige Elemente – also etwa dauerhafte Infrastrukturen und temporäre Projekte – zusammenfügen; ich zeichne unterschiedliche *Subjektpositionen und asymmetrische Beziehungen* nach, die diese Arbeitskontexte prägen; und ich analysiere die *konkreten Projektformate, diskursiven Anschlüsse und eventuellen Reibungen*, die aus dieser alltäglichen Übersetzungsarbeit hervorgehen.

Zum anderen frage ich nach den *Repräsentationen und Positionierungen eines europäischen Nationalstaates im Modus der Kultur*, die durch diese translokale Wissensarbeit hervorgerufen und somit auf globalen Bühnen platziert werden. Hierbei geht es im Kern um die Analyse des *Narrativs vom Nationalen*, das im Zuge der Präsenzen, Alltagspraxen und Interaktionsmodi deutscher Kulturmittler an ihren Einsatzorten entsteht – insbesondere auch, da die *Herstellung von Deutschlandbezügen* weiterhin ein Schlüsselmotiv zur Begründung der eigenen Arbeit darstellt. Vor diesem Hintergrund lässt sich einerseits aufzeigen, dass ein solches Narrativ auf eine jeweils spezifische Weise aus teils altbekannten, teils flexiblen Bestandteilen zusammengefügt werden muss, um in einem lokalen Kontext auf Interesse zu stoßen und zugleich relevante kulturpolitische Effekte herbeizuführen. Andererseits arbeite ich Reibungen, Ambivalenzen und Bruchlinien im Hinblick auf den Zielhorizont einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* heraus, die sich aus der fortwährenden Mobilisierung eines Narrativs vom Nationalen mit den ihm eingeschriebenen Botchaften von Differenz, Grenzen und beschränkten Zuständigkeiten ergeben.

Ich beginne dieses Kapitel aber mit einer kurzen Darstellung meiner ersten Eindrücke bei meiner Ankunft in Ramallah und Sarajevo. Dieser Abschnitt ist als eine Einführung in die beiden lokalen Kontexte angelegt, in denen die in den anschließenden Textteilen diskutierte *Wissens- und Übersetzungsarbeit* situiert ist.

1. LOKALE KONTEXTE: RAMALLAH UND SARAJEVO AUS DER PERSPEKTIVE EINES ANREISENDEN

Meine Feldforschungen in Ramallah und Sarajevo begannen jeweils mit einer Anreise aus Berlin. Für meinen Aufenthalt in den besetzten Palästinensischen Gebieten flog ich Ende August 2008 nach Tel Aviv und fuhr nach zwei Tagen Zwischenstation in Jerusalem weiter nach Ramallah. Meine Forschung in Bosnien-Herzegowina begann Anfang Mai 2009 mit einem Flug nach Sarajevo. Am Flugplatz nahm ich ein Taxi, das mich zu meinem ersten Quartier am nahe gelegenen westlichen Stadtrand brachte. Beide Male näherte ich mich den Zentren der Städte – und somit auch den lokalen Goethe-Instituten – zunächst mit einem öffentlichen Verkehrsmittel.

Kontakt- und Sperrzonen: Materielle und kategoriale Trennlinien im urbanen Raum Ramallah/Jerusalem

Im Falle von *Ramallah* beginnt die Fahrt auf einem Platz unweit des Damas-kus-Tors der Jerusalemer Altstadt. Grün-weiße Kleinbusse bieten hier nicht nur einen einfachen Zugang zu den palästinensischen Gemeinden des Westjordanlandes, sondern gleichfalls zu einer Art Parallelwelt zu der kulturell und politisch dominanten israelisch-jüdischen Stadtgesellschaft. Dies wird mir etwa deutlich, als ich von Ramallah aus eine Tagung in Jerusalem besuche und hier bei einem Abendempfang ins Gespräch komme. Ein langjähriger Bewohner Westjerusalems zeigt sich erstaunt, als ich ihm erzähle, dass arabische Linienbusse Jerusalem und die Städte der Westbank regulär und kontinuierlich miteinander verbinden. Er demonstriert hierdurch nicht nur ein bemerkenswertes Unwissen im Hinblick auf den Stadtraum, den er bewohnt, sondern verdeutlicht zugleich, dass er eine klare Trennung als Normalfall oder als einen anzustrebenden Idealzustand betrachtet – eine Trennung zwischen Räumen und Bevölkerungsgruppen, die auch in den besagten Kleinbussen spürbar wird: Jüdische Israelis gehören niemals zu den Fahrgästen, obwohl etwa die Busse nach Ramallah oder Bethlehem den Großteil ihres Weges innerhalb Jerusalems zurücklegen.

Die Busse nach Ramallah durchqueren Ostjerusalem nach Norden und passieren hierbei ehemalige – inzwischen weitgehend verwaiste – Hauptgeschäftsstraßen des arabischen Jerusalem, bekannte historische Viertel wie die *American Colony* und alte arabische Nachbarschaften wie etwa *Beit Hanina*. Die Stadtlandschaft ist zunehmend durchzogen von jüdischen Neubaugebieten, die sich als Ausdruck des Anspruchs des Staates Israel, auch das annektierte Ostjerusalem dauerhaft in die eigene Hauptstadt zu integrieren, lesen lassen.

Kurz nach Beginn meiner ersten Fahrt wird der Bus von einem temporären Militär- oder Polizeiposten herausgewunken. Die Israelis kontrollieren die Fahrgäste, interessieren sich wenig für die Reisepässe von mir und zwei Italienern und fordern einige der Palästinenser auf, auszusteigen. In Ostjerusalem und in der Westbank – so wird bereits an dieser Szene deutlich – begegnen sich auf engem Raum Menschen, die über unterschiedliche Status verfügen, die im Zuge von staatlichen Handlungen und Politiken kategorisiert und Gruppen zugeordnet werden:¹ jüdische Israelis, Araber mit israelischer Staatsangehörigkeit, Inhaber einer sogenannten *Jerusalem ID* (arabische Bewohner von Ost-

1 | Ich beschreibe hier Regeln und Statusunterschiede, wie sie sich in der zweiten Jahreshälfte 2008 darstellten und Gültigkeit besaßen und die sich in ihrem konkreten Zuschnitt oder ihrer Ausgestaltung seitdem verändert haben können, ohne das Grundprinzip des Besatzungsregimes zu modifizieren.

jerusalem), jüdische Siedler, palästinensische Bewohnerinnen der Westbank, Inhaber unterschiedlicher ausländischer Reisepässe – die Papiere entscheiden über Zugänge, Mobilität, Aufenthaltsberechtigungen oder Behandlungsformen durch israelische Sicherheitskräfte. So ist es israelischen Staatsbürgern durch israelische Gesetze in der Regel untersagt, Territorien unter palästinensischer Selbstverwaltung – also etwa Ramallah oder Bethlehem – als Zivilisten zu betreten; arabische Bewohner des Westjordanlandes dürfen wiederum Israel und Ostjerusalem nur mit einer speziellen Berechtigung betreten; die jüdischen Siedler bewegen sich hingegen selbstverständlich durch das Westjordanland und lassen sich in der Regel dabei auch nicht durch Checkpoints aufhalten – häufig auf eigenen Straßen und in eigenen Fahrzeugen; die arabischen Bewohner Ostjerusalems dürfen sich sowohl in Israel als auch im Westjordanland aufhalten; Bürger westlicher Staaten können gleichfalls Trennmauern und Checkpoints in der Regel in beide Richtungen überqueren. Den urbanen Raum zwischen der Jerusalemer Altstadt und Ramallah durchqueren diese unterschiedlichen »Kategorien« vergleichsweise häufig – eine Kontakt- und zugleich Sperrzone von Ungleichen. Vier kurze ethnografische Beobachtungen, um die Bedeutung dieser Status für den Alltag und das soziale Leben in dieser Kontakt- und Sperrzone zu verdeutlichen:

- Wenn ein Bus auf seiner Fahrt von Ramallah nach Jerusalem den *Checkpoint Qalandia* überquert, entscheiden die Dokumente und somit der Status der Fahrgäste darüber, wer im Bus sitzen bleiben darf (Inhaber westlicher Staatsbürgerschaften, Träger einer *Jerusalem ID*, Fahrgäste unter- oder oberhalb gewisser Altersgrenzen...) und wer aussteigen muss, um den Checkpoint zu Fuß durch einen »Terminal« zu überqueren (erwachsene Bewohner der Westbank...).
- Wenn eine jüdische Siedlerin und eine palästinensische Bewohnerin im Westjordanland in einen Konflikt geraten, so unterliegen sie unterschiedlichen Rechtssystemen: der Status und die Rechte der Siedlerin richten sich nach dem israelischen Zivilrecht, der Status und die Rechte der Palästinenserin nach israelischem Militärrecht.
- Ein Künstler und Galerist in Ramallah erzählt mir, dass er die Stadt seit neun Jahren nicht verlassen hat. Er stammt aus Gaza und befürchtet, dorthin gegen seinen Willen deportiert zu werden, wenn er an einem israelischen Checkpoint kontrolliert würde.
- Den palästinensischen Mitarbeitern des Goethe-Instituts ist es im Unterschied zu ihren deutschen Kollegen nicht erlaubt, den Flughafen in Tel Aviv zu nutzen, wenn sie etwa arbeitsbedingt nach Deutschland fliegen. Sie sind gezwungen, von Amman in Jordanien abzufiegen. Das gilt auch dann, wenn sie als gebürtige Palästinenser deutsche Staatsbürger geworden sind.

Den markantesten Einschnitt auf der Fahrt nach Ramallah bildet die israelische Mauer, die hier arabische Nachbarschaften voneinander trennt, ehemalige Durchgangsstraßen blockiert und Ramallah von seinem historischen urbanen Kontext abschließt. Der Bus durchfährt den *Checkpoint Qalandia* auf der Fahrt nach Ramallah in der Regel unkontrolliert – der üblichste Zugangsweg, der aber zu bestimmten Anlässen – etwa zu hohen jüdischen Feiertagen – von israelischer Seite geschlossen werden kann. Jenseits des Checkpoints: ein Stau von Autos, deren Fahrer auf ein Kommando der israelischen Soldatinnen zur Weiterfahrt nach Jerusalem warten; ein vernachlässigter, zugemüllter und sandiger urbaner Raum; auf der Mauer Farbdrucke mit Silhouetten von palästinensischen Gefangenen oder Mahatma Gandhi, Graffiti mit politischen Botschaften: »CTRL + ALT + DELETE«, »I am not a terrorist«, »Free Palestine« oder »End the Occupation«; das *Flüchtlingslager Qalandia*, an dem die Straße nach Ramallah vorbeiführt; oberhalb der Straße und des Lagers auf einer Anhebung – in Ruf- und Sichtweite – die jüdischen Siedlungen *Kokhav Ya'akov* und *Psagot* aus weißen Einfamilienhäusern mit roten Dächern. Drei, vielleicht vier Kilometer nach dem Checkpoint beendet der Bus seine Fahrt in einem Parkhaus im Stadtzentrum von Ramallah und entlässt seine Passagiere in das immer quirlige, immer volle Straßenleben einer arabischen Kleinstadt, die zum provisorischen Zentrum der palästinensischen Selbstverwaltung geworden ist. Einige Meter von der Endhaltestelle entfernt stößt man auf den Hauptplatz der Stadt – vier Statuen von Löwen in seiner Mitte – und von hier führt eine Straße zu einem hellen, dreistöckigen Steinhaus, das durch eine deutsche, eine französische und eine EU-Fahne sichtbar markiert ist: das Deutsch-Französische-Kulturzentrum, das gemeinsam durch das Goethe-Institut und das Centre Culturel Français gebildet wird.

Historische Schichtungen und europäische Resonanzräume: Urbane Ordnungen in Sarajevo

In *Sarajevo* ist es eine Straßenbahn, die ich neun Monate später für meine erste Fahrt aus einer, am westlichen Ende der Stadt, unweit des Flughafens gelegenen dorfähnlichen Siedlung in das Stadtzentrum nutze. In diesem Vorort steht, umgeben von Einfamilienhäusern, ein Seminar- und Tagungshaus, das durch die deutsche Initiative *Schüler Helfen Leben* errichtet worden ist und in dem ich die ersten Tage meines Aufenthaltes verbringe. Am anderen, dem östlichen Ende von Sarajevo – in einem Talkessel, an drei Seiten von Bergen umgeben – befindet sich die Altstadt, die zugleich das historische Zentrum und den baulichen Abschluss der Stadt darstellt. Dazwischen liegen etwa 12 Kilometer einer in die Länge gestreckten, vielfältig strukturierten und historisch geschichteten Stadtlandschaft, die sich an dem Flüsschen Miljacka entlangzieht und erst im Osten etwas in die Breite geht. Deutlich sichtbar ist dem urbanen

Raum seine Vergangenheit mit ihren unterschiedlichen politischen Ordnungen und Systemen, mit ihren Brüchen und imperialen Bezügen materiell und symbolisch eingeschrieben. Eine Straßenbahnlinie bildet gemeinsam mit der parallel verlaufenden Hauptverkehrsstraße die wichtigste Lebensader der Stadt und zugleich das Bindeglied zwischen ihren unterschiedlichen Teilen.

Diese Straßenbahn durchquert zunächst sozialistische Urbanisierungszonen, die den größten Teil des Stadtgebietes einnehmen: Plattenbausiedlungen, die sich – mittels rechtwinkliger Querstraßen erreichbar – über mehrere Kilometer hinziehen, durchsetzt von sozialistischen Funktionsbauten, einem Freiluftmarkt, kleinen farbigen Kiosken, einigen Hochhäusern, Sportstätten, vereinzelt Kriegeruinen, kürzlich errichteten Einkaufszentren im Stil des globalen Kapitalismus sowie von einer ebenfalls neuen, durch saudische Geldgeber finanzierten – in Bosnien-Herzegowina architektonisch ungewöhnlichen – Großmoschee.

Auch wenn die Ausgestaltung dieser Stadtteile eindeutig ihre lokalen Besonderheiten besitzt, so erscheint mir auf meiner ersten Fahrt ins Stadtzentrum diese materielle Welt des Postsozialismus aufgrund ihrer Ähnlichkeiten zu anderen Orten Mittelost- und Südosteuropas vertraut: Die Spuren der sozialistischen Moderne und ihrer Transformation, die Straßenbahn als urbanes Bindeglied, die slawische Sprache, in der sich die Fahrgäste unterhalten und die gleichfalls auf Plakaten und Anzeigentafeln zu finden ist, bilden Bezugspunkte für die spontane Einordnung der neuen Umgebung in einen europäischen Referenzrahmen – nicht aufgrund einer kulturellen Substanz, anhand derer sich »Europa« und »Nicht-Europa« eindeutig voneinander abgrenzen ließen, sondern aufgrund der sichtbaren Präsenz einer Vielzahl von historisch gewachsenen Bezügen, Resonanzräumen und Zeichensystemen, durch die sich ein Ort graduell mit Vorstellungen von »Europäizität« verbinden lässt.

Die Fahrt geht weiter zu älteren Vierteln, die städtebaulich auf die österreichisch-ungarische Präsenz in Bosnien verweisen: die Höhe der Häuser wird einheitlicher; hier finden sich repräsentative Verwaltungsgebäude und eine Hauptpost, eine Oper, mehrere katholische und orthodoxe Kirchen, eine große Synagoge, angelegte Stadtplätze und Parks mit Cafés, Geschäftsstraßen mit flanierenden Passanten sowie die Brücke über die Miljacka, von der aus im Jahr 1914 der österreichische Thronfolger Franz Ferdinand und seine Frau erschossen wurden und Sarajevo als Folge kurzfristig in den Fokus der Weltpolitik rückte. An dieser Stelle befindet sich nicht nur eine Straßenbahnstation, sondern zugleich eine Gedenktafel und ein städtisches Museum, das an dieses Ereignis erinnert – weitere Verweise auf den mitteleuropäischen Kontext der Stadt.

Im Anschluss durchquert die Tram die ältesten Stadtteile, in denen die osmanische Vergangenheit sichtbar wird: etwa durch einige historische Moscheen, deren Architekten auch in Istanbul oder Damaskus ähnliche Bau-

werke geschaffen haben, durch die basarartige Struktur einer Fußgängerzone mit Cafés, Restaurants, Kleingewerbe und Souvenirgeschäften, durch den zentralen Platz mit einem Brunnen aus türkischer Zeit und durch ein großes Gebäude, das die österreichisch-ungarischen Autoritäten explizit in einem repräsentativen, »orientalischen Stil« errichten ließen und das zunächst als Stadtverwaltung, später als Nationalbibliothek genutzt wurde – ein von den die Altstadt umgebenden Bergen weithin sichtbares Bauwerk, das von den Belagerern Sarajevos in den 1990er Jahren beschossen und massiv beschädigt wurde und dessen Ruine das allmähliche bauliche Ende der Stadt markiert. Weiter nach Osten führt die Straße in die Berge hinaus; die Straßenbahn fährt hier einen Halbkreis, um in Richtung Westen zurückzukehren und den gleichen, historisch geschichteten Stadtraum erneut zu durchfahren; hier geht das Stadtzentrum in die älteren, sich die Hügel hochziehenden Wohngebiete über, die nach und nach den Charakter von Bergdörfern annehmen; und etwa hier befindet sich in einem zweistöckigen, älteren Stadthaus aus weißen Mauern und dunklem Holz auch das Goethe-Institut: »Völlig falsch gelegen«, sagt mir ein bosnischer Mitarbeiter an meinem ersten Arbeitstag, »denn hier ist die Stadt vorbei«.

2. ANALYSERAHMEN: TRANSLOKALE PRAXIS- UND ÜBERSETZUNGSFELDER

Erste Einblicke: Das Eindringen einer deutschen Policy in lokale Handlungskontexte

Diese Bemerkung zur Lage des Goethe-Institutes fällt zu Beginn meines Forschungsaufenthaltes in Sarajevo, als zwei bosnische Mitarbeiter mir Grundzüge und Rahmenbedingungen ihrer Arbeit erklären. Bereits in diesem ersten Gespräch wird deutlich: Goethe-Institute stellen Kontexte dar, über die eine deutsche Policy mit ihren Akteuren, Zielvorstellungen und Rationalitäten in einen lokalen Raum eindringt und mit den Realitäten vor Ort verwoben wird. Zugleich vermitteln mir meine Gesprächspartner einen ersten Eindruck von den Faktoren und Problemstellungen, die aus ihrer Perspektive diese kulturpolitische Übersetzungsarbeit im institutionellen Alltag prägen – etwa die Frage, ob man sich duzt oder siezt:²

Wir duzen uns hier alle untereinander, sagen sie, nur die beiden »Entsandten« würden gesiezt. Diese wiederum würden die »Einheimischen« duzen. Allerdings gäbe es da

2 | Diese und die folgenden Passagen entstammen meinen Feldnotizen vom 11. Mai 2009.

Unterschiede, da einige »Einheimische« geäußert hätten, dass sie gesiezt werden wollen und das würde dann auch von den »Entsandten« beachtet. Aber es würde dennoch etwas aussagen, kommentiert einer meiner Gesprächspartner und fügt hinzu, er wolle eigentlich nicht gleich am Anfang schon motzen. Im Laufe der Unterhaltung wird klar, dass »duzen« hier »Vorname und Sie« meint. Dennoch bleibt ein Unterschied: Die beiden deutschen Leiterinnen nehmen sich das Recht, die lokalen Mitarbeiter mit Vornamen anzusprechen, erwarten aber selbstverständlich, von diesen »Ortskräften«³ mit Nachnamen adressiert zu werden.

Ein erster Faktor sind *interne Hierarchien und Dynamiken* innerhalb eines Goethe-Instituts, die sich hier andeuten. Hierzu passt auch die Bemerkung, dass – als ein Effekt des politisch formulierten Spargebots – gerade »Ortskräfte« häufig nur »halbe Stellen« hätten, mitunter verschiedene Positionen kombinierten und zum Teil nur befristet angestellt seien. Meine Gesprächspartner erzählen von einer »permanenten Überforderung«, die sich aus dieser Personalsituation ergebe: »Man hechelt von Projekt zu Projekt, ist immer komplett mit dem Laufenden befasst und kommt eigentlich nie dazu, sich etwas fundiert zu erarbeiten und entsprechend zu planen.«

Diese Überforderung verschärfe sich eher noch durch Sondermittel, die den Goethe-Instituten in der Region in den letzten Jahren etwa aus dem *Stabilitätspakt für Südosteuropa*⁴ zur Verfügung standen: Das Budget für die Programmarbeit habe sich hierdurch temporär substanziell erhöht;⁵ die Zahl der Mitarbei-

3 | »Ortskraft« ist der innerhalb des Goethe-Instituts übliche Begriff, um lokale Mitarbeiter von dem entsandten deutschen Leitungspersonal abzusetzen. Ich werde diese Bezeichnungen und die sich daraus ergebenden internen Hierarchien im 3. Abschnitt dieses Kapitels diskutieren.

4 | »Stabilitätspakt für Südosteuropa« ist die Bezeichnung für eine 1999 getroffene Vereinbarung der internationalen Staatengemeinschaft, um Bemühungen zur Friedenssicherung und Stabilisierung in der Region zu bündeln und zu koordinieren. Über dieses Instrument wurden auch finanzielle Mittel zur Förderung unterschiedlicher Projekte zur Verfügung gestellt. Die Goethe-Institute in der Region konnten Anträge stellen und somit erhebliche Sondermittel für ihre Aktivitäten erhalten. Der »Stabilitätspakt« wurde 2008 durch den »Regionalen Kooperationsrat für Südosteuropa« abgelöst. Siehe für eine Übersicht zu den Zielsetzungen, der Struktur und den Arbeitsweisen des Pakts: Marie-Janine Calic: Der Stabilitätspakt für Südosteuropa. Eine erste Bilanz. In: Aus Politik und Zeitgeschichte B13-14/2001, S. 9-16; einsehbar unter: <http://www.bpb.de/apuz/26356/der-stabilitaetspakt-fuer-suedosteuropa?p=all>. (letzter Zugriff am 6. November 2017).

5 | Nach Auskunft meiner Gesprächspartner lagen die Sondermittel, die das Goethe-Institut in Sarajevo noch im Jahr 2006 aus dem Stabilitätspakt für die eigene Programmarbeit nutzen konnte, bei etwa 100.000 Euro; zum Zeitpunkt meiner Forschung

ter, die diese Projekte dann stemmen müssen, bleibe aber in der Regel gleich. Dieser Verweis auf den *Stabilitätspakt* führt auch zu einem zweiten Faktor, der die Arbeit von Kulturmittlern prägt: Veränderungen im Hinblick auf die Aufmerksamkeit, die Südosteuropa aus Deutschland entgegengebracht wird:

Unter Rotgrün habe es ein starkes Interesse an den Entwicklungen in Bosnien gegeben; das sei unter der neuen Regierung deutlich abgeflaut. Entsprechend hätten sie vor einigen Jahren auch mehr in Richtung Konfliktprävention gearbeitet – nicht zuletzt, da es die Stabilitätspaktgelder möglich machten, auch »ohne direkten Deutschlandbezug« zu arbeiten und stärker »Kulturentwicklungsprojekte« zu machen. Jetzt würden sie wieder eher »klassische Goethe-Arbeit« machen – also Projekte mit Deutschlandbezug, zur Vermittlung eines Deutschlandbildes usw.

Von Interesse sind hier nicht nur die Schwankungen der Programmfelder, die mit solchen *Konjunkturen der politischen Aufmerksamkeit* in Beziehung stehen, sondern auch die Handlungsspielräume, die sich durch Zweckbindungen solcher Mittel eröffnen oder schließen. Die Bearbeitung der Zielvorstellung *Konfliktprävention* tritt hier eher als eine an Sondermittel gekoppelte Ergänzung des eigentlichen Kernauftrages *Herstellung von Deutschlandbezügen* hervor. Meine Gesprächspartner erwähnen explizit zwei solcher Stabilitätspaktprojekte, die sie mit meinem Forschungsinteresse in Verbindung bringen: Zum einen das Projekt *think BiH*,⁶ das darauf abzielte, durch Plakate, Radiospots und andere Elemente einer Werbekampagne die Identifikation mit dem Gesamtstaat Bosnien-Herzegowina zu vergrößern. Denn eine solche Identifizierung gäbe es in dem fragmentierten Land zu wenig, erklären sie mir das Ausgangsproblem und fügen hinzu, das Projekt habe »nicht funktioniert« – auch weil man dieses komplexe Thema letztlich wieder »nur antippen« konnte. Zum anderen berichten sie von einem mehrjährigen Kooperationsprojekt mit der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa zur Konzipierung eines überkonfessionellen Faches *Kultur der Religionen*, das in den Schulen des ganzen Landes unterrichtet werden soll:

Dieses Projekt erweise sich als sehr kompliziert, etwa weil es in Bosnien-Herzegowina insgesamt 13 Bildungsminister gäbe, mit denen die Verhandlungen für die Einführung eines neuen Faches geführt werden müssten. Sie seien auf ziemliche Widerstände

im Jahr 2009 standen demnach noch etwa 25.000 Euro zur Verfügung. Die regulären Gelder für die Programmarbeit betragen laut Auskunft meiner Gesprächspartner in diesem Jahr etwa 75.000 Euro. Diese Aussagen demonstrieren entsprechend die Dimensionen eines erhöhten Mittelzuflusses aufgrund eines temporär gesteigerten politischen Interesses.

6 | »BiH« ist die gängige Abkürzung für Bosnien-Herzegowina.

gestoßen, gerade auch da die drei Religionsgemeinschaften Angst hätten, durch ein solches überkonfessionelles Fach ihren Einfluss zu verlieren; auch die Religionslehrer fürchteten, dass sie ihre Arbeit verlören, wenn »Kultur der Religionen« als verpflichtendes Unterrichtsfach eingeführt würde.

Hier zeigen sich drei weitere Faktoren, welche die kulturpolitische Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit formen: Erstens können Projekte eines Goethe-Instituts weitgehende *Interventionen in den lokalen Kontext* darstellen – hier in Gestalt des Bemühens, ein neues Schulfach erst zu konzipieren und dann in den Schulen zu implementieren; zweitens wird sichtbar, dass solche Interventionen häufig die *Mobilisierung politischer Konzepte oder Zukunftsvisionen* beinhalten – in den genannten Projekten etwa von einer »kohärenten Staatlichkeit« oder von »Toleranz« und »Versöhnung«, die aus einer Vermittlung von Wissen über religiöse Diversität erwachsen sollen; und drittens deuten sich *Komplikationen, Alltagsprobleme oder Reibungen* an, die entstehen können, wenn ein solches Projekt auf die konkreten Realitäten, Erwartungen und Eigenlogiken vor Ort trifft.

Temporäre Formationen: Stabile Strukturen und flüchtige Elemente

Im Zuge meiner Forschung habe ich einen Analyserahmen entwickelt, um ein solches Eindringen einer deutschen Policy in lokale Handlungskontexte ebenso in den Blick zu nehmen wie die Übersetzungsarbeit, die sich an die hiermit verbundenen Mobilisierungen von politischen Zielen, Schlüsselbegriffen und Ressourcen anschließt. Dieser Analyserahmen soll es ermöglichen, den Politikbereich nunmehr aus der Perspektive der translokalen Handlungsfelder, die er weltweit eröffnet, ethnografisch zu erschließen und hierbei insbesondere eines ihrer zentralen Charakteristika zu fokussieren: das Zusammenwirken der relativ stabilen Strukturen Auswärtiger Kulturpolitik mit eher flüchtigen Elementen, das sich sowohl als Funktionsbedingung als auch als Effekt kulturpolitischer Vermittlungsarbeit beobachten lässt. Zu den *stabilen Strukturen* gehören etwa die kontinuierliche finanzielle Ausstattung mit öffentlichen Geldern, das weltumspannende institutionelle Netz der Mittlerorganisationen oder auch die grundlegenden Prinzipien und diskursiven Figuren zur Legitimierung des Politikbereichs;⁷ zu den *flüchtigen Elementen* zähle ich Projekt-

7 | Hierdurch möchte ich nicht sagen, dass die finanziellen Zuwendungen an die Mittlerorganisationen Jahr für Jahr gleich ausfallen oder die Formulierungen von Zielsetzungen identisch bleiben. So wurde im Kapitel II.6 bereits dargestellt, dass es durchaus Schwankungen in der finanziellen Ausstattung des Politikbereichs gibt, die etwa zu Schließungen oder Neueröffnungen von Goethe-Instituten an bestimmten Orten und somit zu Veränderungen in der Ausgestaltung des Netzwerkes führen können. Gleich-

ideen, temporäre Kooperationspartner, mobile Metaphern und Wissensbestände oder zeitlich begrenzt verfügbare Finanzierungsquellen, die im Zuge der kulturpolitischen Arbeit aktiviert oder einbezogen werden. Von einem herausgehobenen Interesse ist hierbei, wie sich im Rahmen einer Veranstaltung, eines Förderprogramms, einer Kooperation oder eines Netzwerkes stabile Strukturen und flüchtige Elemente auf eine jeweils spezifische Weise zusammenfügen und als temporäre Formationen vielfältige kulturpolitische Effekte hervorrufen. Ich spreche von *translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern*, um eben diese Prozesse des Zusammenfügens analysieren zu können. »Projekte« bilden hierbei nicht nur den üblichen Rahmen, in dem unterschiedliche lokale oder institutionelle Kontexte in Beziehung gebracht, Bedeutungen ausgehandelt, Ressourcen genutzt und Übersetzungspraxen entwickelt werden; sie bieten zugleich einen geeigneten Einstieg, um translokale Praxis- und Übersetzungsfelder ethnografisch zu untersuchen. Mein Verständnis von diesem Analyserahmen möchte ich nun anhand des Projektes der »deutsch-palästinensischen Seifenoper«, das bereits zu Beginn dieser Studie Erwähnung fand, erläutern.⁸

Das Beispiel Matabb: Die »palästinensische Soap« als ein translokales Praxis- und Übersetzungsfeld

Diese Serie entstand im Rahmen eines Projektes mit europäischen Fördergeldern und lokalen Verankerungen, mit translokalen Kooperationsbeziehungen und Wissenstransfer, mit internen Hierarchien und einem komplexen »sozialen Leben«.⁹ Zur Realisierung von *Matabb* bildete sich eine temporäre Formation, in der die Serie ihre narrative Struktur und filmische Gestalt erhielt. Die Charaktere und ihre Geschichten, die Plots und die politischen Haltungen, die *Matabb* auszeichnen, verweisen auf den organisatorischen Rahmen einer translokalen »community of project«¹⁰, die unterschiedliche Institutionen, Ak-

zeitig ließ sich dort aufzeigen, dass es ein grundlegendes und langfristiges politisches Bekenntnis zu den übergreifenden Zielsetzungen und zentralen Akteuren des Politikbereichs gibt, das verlässliche und relativ stabile Strukturen mit sich bringt.

8 | Die folgende Beschreibung basiert auf meinen Feldnotizen aus dem September 2008 sowie auf Gesprächen, die ich im Rahmen meiner Feldforschung in Ramallah mit unterschiedlichen Projektbeteiligten führen konnte.

9 | Steven Sampson: *The Social Life of Projects: Importing Civil Society to Albania*. In: Chris Hann & Elizabeth Dunn (Hrsg.): *Civil Society. Challenging Western Models*. London 1996, S. 121-142.

10 | Manfred Faßler: *Globalisierung und Geosozialität*. In: Herbert Willems (Hrsg.): *Lehr(er)buch Soziologie. Für die pädagogischen und soziologischen Studiengänge*. Wiesbaden 2008, S. 455-485.

teure, Wissensbestände und Ressourcen temporär miteinander verband. Im Zentrum dieses sozialen Gefüges stand ein »Kulturformat«¹¹ – die Seifenoper –, das offenbar global verstanden wird und Akteure an unterschiedlichen Orten der Welt zu mobilisieren vermag. Für einen begrenzten Zeitraum bildeten das Goethe-Institut in Ramallah als Initiator, das Institute of Modern Media der Al-Quds-Universität als wichtigster lokaler Partner, die Europäische Union und die deutsche Gesellschaft für technische Zusammenarbeit als Geldgeber, Produktionsmitarbeiter und Drehbuchautorinnen der deutschen Fernsehserien *Dahoam is Dahoam* und *Lindenstraße* als Mentorinnen und Werkstattleiter sowie palästinensische Schauspieler, Produktionsleiter, Kamera- und Tonleute, ein Regisseur usw. einen verdichteten Kommunikations- und Handlungsraum, der nach Beendigung des Projektes wieder auseinanderlief. Trotz ihrer Flüchtigkeit erwies sich diese translokale Formation als in vielfacher Hinsicht produktiv: Die Charaktere der Serie und ihre Konflikte wurden etwa im Zusammenspiel von deutschen und palästinensischen Akteuren entworfen und konkretisiert; palästinensische Teilnehmer an einem Drehbuchworkshop diskutierten grundlegende gesellschaftliche und politische Problemstellungen und deren mögliche Personifizierung; deutsche Drehbuchautorinnen vermittelten in diesem Rahmen strukturelle und dramaturgische Regeln des Formats »Soap-Opera« und verdichteten später die Probleme und Charaktere zu einem Handlungsstrang mit Episoden; der Leiter des Goethe-Instituts fungierte als Co-Autor des Drehbuchs; der palästinensische Regisseur milderte die Konflikte der Charaktere, um lokale Tabus zu streifen, aber nicht zu brechen und verfasste die Dialoge. Somit bildete sich ein temporäres Praxis- und Übersetzungsfeld, in dem das Format einer gesellschaftskritischen Seifenoper in die politische und soziale Komplexität des palästinensischen Alltags übertragen wurde. Durch das Endprodukt wurden gleichfalls die sozialen und politischen Problemkonstellationen eines lokalen Raums – der besetzten Palästinensischen Gebiete – auf eine spezifische Weise gerahmt und in der Folge über das Internet, durch Vorführungen in unterschiedlichen Goethe-Instituten und auf Festivals international verbreitet.

Diese translokale Formation erweitert sich mit der Fertigstellung von *Mattabb* um mediale Akteure. Nicht nur die *Tagesthemen*, sondern auch Printmedien berichten von der *Lindenstraße in Ramallah*. Unter der Überschrift *Mutter Beimer trägt jetzt Kopftuch* spürt etwa *Spiegel Online* den Deutschlandbezügen des Projekts nach:

11 | Siehe zum Begriff »Kulturformat«: Wolfgang Kaschuba: Europäisierung als kulturalistisches Projekt? Ethnologische Beobachtungen. In: Hans Joas & Friedrich Jaeger (Hrsg.): *Europa im Spiegel der Kulturwissenschaften*. Baden-Baden 2008, S. 204-225.

»Um Erfahrungen zu sammeln, haben sich der Produzent vom Goethe-Institut und der palästinensische Regisseur George Khleifi von der Al-Quds-Universität vor einem Jahr nach Köln-Bocklemünd aufgemacht, um drei Tage lang die Dreharbeiten zur ›Lindenstraße‹ zu beobachten. ›Die Bedingungen sind nicht übertragbar‹ seufzt Majari [...] ›Die Lindenstraße hat für eine Folge mehr Geld als wir für die ganze Serie‹, sagt er; 170.000 Euro spendierten Deutschland und die EU. Kein Wunder, dass auch ein bisschen Deutschland drinsteckt in der Serie. Die NGO-Kulisse sieht aus wie das Goethe-Institut mit ordentlich aufgereihten Aktenordnern und Pinnwänden – was nicht zuletzt daran liegt, dass ein Teil der Ausstattung tatsächlich von dort stammt.«¹²

Die medialen Berichte erzählen somit – teils wohlwollend, teils mit ironischem Unterton – von der Übersetzung des »deutschen Formats« einer gesellschaftskritischen Seifenoper in einen anderen politischen und kulturellen Kontext. Neben einzelnen Plots und Serienfiguren sind es die geringeren finanziellen Möglichkeiten, der Zwang zu künstlerischen und technischen Improvisationen sowie eher stereotypisierende Verweise auf die politischen Rahmenbedingungen über die das Projekt in die deutsche Öffentlichkeit rückübertragen wird:

»Man muss sich an die Ästhetik gewöhnen«, gibt auch Farid Majari zu, Leiter des Goethe-Instituts in Ramallah und neuerdings Serienproduzent. Es ist ja auch nicht einfach, mit einer Handvoll Laienschauspielern, nur einer Kamera und einem Kameramann, der sonst Kriegsreportagen dreht. Ganz abgesehen davon, dass Ramallah eben nicht Köln-Bocklemünd ist, weshalb die Kulissen in einem ehemaligen Fitnessstudio untergebracht und die Möbel aus Pressholz sind. Auch Außendreh sind heikel, weil palästinensische Jugendliche in Anwesenheit einer Kamera gerne ›Nieder mit Israel‹ skandieren, es könnte ja CNN sein.«¹³

In der *Süddeutschen Zeitung* tritt noch stärker eine kulturalistische Argumentationslinie hinzu, um den Entstehungskontext von *Matabb* als einen von Deutschland deutlich unterschiedenen zu präsentieren: »Die Version der deutschen ›Lindenstraße‹ birgt einigen Sprengstoff für die palästinensische Gesellschaft, die wie alle arabischen Gesellschaften an Tabus strikt festhält.«¹⁴

12 | »Palästinensische ›Lindenstraße‹: Mutter Beimer trägt jetzt Kopftuch«, erschienen auf *Spiegel Online* am 27. August 2008. Der Bericht in den *Tagesthemen* fand bereits in der Einleitung Erwähnung. Auch *Zeit Online* veröffentlichte am 25. August 2008 einen Artikel unter dem Titel »Lindenstraße in Ramallah«.

13 | »Palästinensische ›Lindenstraße‹: Mutter Beimer trägt jetzt Kopftuch«, auf *Spiegel Online*.

14 | »Bremsschwellen im Alltagsleben. Das Goethe-Institut in Ramallah produziert die erste palästinensische Seifenoper mit dem Titel ›Matabb‹«, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 26. August 2008.

Anhand dieser Beobachtungen und medialen Berichte lassen sich einige *Dimensionen des translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldes*, das sich um *Matabb* entwickelt hat, festhalten: die Relevanz der *stabilen Struktur* Auswärtiger Kulturpolitik, die zu der lokalen Präsenz des Goethe-Instituts und somit zum Ausgangspunkt des Projektes geführt hat; die *temporären Verknüpfungen* zwischen ganz spezifischen lokalen und institutionellen Kontexten, unterschiedlichen Akteuren, Wissensbeständen und finanziellen Ressourcen; die *Produktivität* dieser Konstellation, die sich nicht nur im filmischen Ergebnis zeigt, sondern etwa auch in den Aushandlungsprozessen zu Plot, Problemkonstellationen und Charakteren der Serie; die Reproduktion von *kulturalisierenden Wahrnehmungsmustern* zu geografischen Räumen, politischen Konstellationen oder »anderen« Lebensweisen und somit die *Mobilisierung von symbolischen Bedeutungen*; sowie die *Reibungen*, die aus solchen translokalen Übersetzungen entstehen können. Es handelt sich hierbei um Dimensionen, die in Variationen auch für die Analyse anderer translokaler Praxis- und Übersetzungsfelder von Relevanz sind.

Träger sozialen Wandels und Arenen kultureller Produktion: Projekte als Felder kultur- und sozialanthropologischer Forschung

Eben diese translokale Formation macht *Matabb* auch über das Endprodukt hinaus für eine empirische Untersuchung Auswärtiger Kulturpolitik interessant und bietet zugleich einen möglichen Anknüpfungspunkt für eine Analyse der »kulturellen Konsequenzen von Globalisierungsprozessen.«¹⁵ Im Zentrum stand hier ein Projekt und somit eine Organisationsform, die – so hat es gerade auch die jüngere sozial- und kulturanthropologische Forschung gezeigt – viele Felder inter-/transnationaler Kooperation und Verflechtung maßgeblich strukturiert.¹⁶ »Projekte« lassen sich als »temporäre Handlungszusammenhänge von Akteuren, die ein gemeinsames Interesse realisieren und dann

15 | Gisela Welz: »Sighting / Siting globalization.« Gegenstandskonstruktion und Feldbegriff einer ethnographischen Globalisierungsforschung. In: Sonja Windmüller, Beate Binder & Thomas Hengartner (Hrsg.): *Kultur – Forschung: Zum Profil einer volkswissenschaftlichen Kulturwissenschaft*. Münster u.a. 2009, S. 195-210, S. 195.

16 | Siehe exemplarisch: Kimberley Coles: *Democratic Designs. International Intervention and Electoral Practices in Postwar Bosnia-Herzegovina*. Ann Arbor 2007; Ruth Mandel: *Seeding civil society*. In: Chris Hann: *Postsocialism. Ideals, ideologies and practices in Eurasia*. London, New York 2002, S. 279-296; Shalini Randeria & Ciara Grunder: *The (Un)Making of Policy in the Shadow of the World Bank: Infrastructure Development, Urban Resettlement and the Cunning State in India*. In: Cris Shore, Susan Wright & Davide Però (Hrsg.): *Policy Worlds*, S. 187-204; Steven Sampson: *Beyond transition: rethinking elite configurations in the Balkans*. In: Chris Hann: *Postsocialism*, S. 297-316;

wieder auseinandergehen«, verstehen.¹⁷ Sie stellen flexible, nach außen nicht eindeutig abgeschlossene Einheiten dar, in denen sich nicht nur *internationaler kultureller Dialog*, sondern auch *Entwicklungszusammenarbeit*, die *Förderung von Demokratisierungsprozessen* oder *wirtschaftspolitische Restrukturierungsprogramme* konkret ereignen. Projekte geben somit der Flüchtigkeit translokaler Interaktionen eine vorübergehende Form und bieten daher auch eine Zugriffsmöglichkeit, um globalen Verknüpfungen und Machtfeldern ethnografisch nachzuspüren. Hierbei sind zwei Aspekte von besonderer Relevanz, die sich anhand von *Matabb* bereits andeuteten:

Einerseits lassen sich Projekte als *Träger sozialen Wandels* untersuchen.¹⁸ Internationale Organisationen, nationalstaatliche Regierungen, NGOs oder Stiftungen initiieren ihre transnationalen Projekte zumeist mit der Zielsetzung, Transformationsprozesse anzustoßen oder zu unterstützen. Im Zentrum stehen häufig global mobile Werte oder gegenwärtige Zielhorizonte der »internationalen Gemeinschaft«, die in diesem Rahmen eine Operationalisierung erfahren und in den Zielregionen etwa zu *Stabilisierung*, *guter Regierungsführung*, *Menschenrechten* oder *Aussöhnung* führen sollen.¹⁹ Solche Projekte stellen somit immer Interventionen in lokale Kontexte und hier situierte Diskussionen dar, in die sie politische Absichten und Vorstellungen von einer »wünschenswerten Zukunft« transportieren. Insbesondere in »Transformationsländern« oder »Konfliktgebieten« kommt es zu Zusammenballungen solcher Projekte, die weitgehend von einem externen Mittelzufluss abhängig sind. Zu den sichtbaren Konsequenzen solcher Interventionen gehören das Auftauchen einer mobilen Projektelite, die Etablierung einer besonderen Projektsprache, die etwa zur Verfassung von Anträgen und Berichten genutzt wird, oder auch die Entstehung eines neuen Arbeitsmarktes an den Einsatzorten. Gleichzeitig ergeben sich aus der Mobilisierung politischer Zielhorizonte innerhalb der lokalen Handlungsfelder häufig »Reibungen«, die zu nicht-intendierten Effekten führen können.²⁰

Gisela Welz & Annina Lottermann (Hrsg.): *Projekte der Europäisierung. Kulturanthropologische Forschungsperspektiven*. Frankfurt 2009.

17 | Gisela Welz & Annina Lottermann: *Projekte der Europäisierung*. Einleitung. In: Dies. (Hrsg.): *Projekte der Europäisierung*, S. 11-16, S. 13f.

18 | Siehe hierzu etwa: Sally Falk Moore: *Comparisons: Possible and Impossible*. In: *The Annual Review of Anthropology*, 34 (2005), S. 2-11.

19 | David Mosse: *Politics and Ethics: Ethnographies of Expert Knowledge and Professional Identities*. In: Cris Shore, Susan Wright & Davide Però (Hrsg.): *Policy Worlds*, S. 50-67.

20 | »Reibungen« nach der bereits zitierten Studie von Anna Lowenhaupt Tsing: *Fric-tion*. Auch die Formulierung »arena of cultural production« erfolgt in Anlehnung an Tsing, die sie aber nicht auf »Projekte« bezieht. Ebd., S. 51.

Andererseits bilden Projekte *Arenen kultureller Produktion*, wie sich am Beispiel von *Matabb* gut verdeutlichen lässt. Die Produktivität dieser temporären Formation zeigt sich nicht nur an dem filmischen Ergebnis, sondern insbesondere auch an Bedeutungen, Wertigkeiten und Wahrnehmungsmustern, die in diesem Rahmen ausgehandelt, als »soziale Tatsachen« gesetzt und vermittelt wurden. Dies gilt zunächst für die Herstellung unterschiedlicher Raumbilder und -bezüge: Neben den translokalen Verflechtungen in der Produktionsphase ist es vor allem die *Konstruktion des lokalen Raums* durch die Inszenierung bestimmter Orte und Geschichten sowie durch die Einbeziehung politischer und sozialer Problemlagen, die in dieser Serie hervorsticht. Gleichzeitig werden durch *Matabb* gewisse *Idealvorstellungen von der individuellen und kollektiven Lebensführung* aufgerufen und anhand der Beziehungen und Auseinandersetzungen der Protagonisten vermittelt. Als Leitgedanken durchziehen beispielsweise die Ideale der Gleichberechtigung der Geschlechter oder der friedlichen Konfliktlösung die Narration.

Auf dieser Basis betrachte ich in dieser Studie Projekte als den üblichen Kern der translokalen Praxis- und Übersetzungsfelder, die sich im Zuge der Umsetzung Auswärtiger Kulturpolitik entwickeln. Von einem besonderen Interesse sind hierbei die Reibungen, die aus dem Aufeinandertreffen von mobilen Schlüsselbegriffen, Idealvorstellungen, Personengruppen und lokalen Kontexten entstehen. Solche Reibungen zeigten sich gleich zu Beginn meiner Forschung in Ramallah anhand der Versuche, das filmische Produkt von *Matabb* in den lokalen Kontext einzuarbeiten.

Reibungen: Wissen und Nicht-Wissen in der kulturpolitischen Vermittlungsarbeit

Mit *Matabb* begann meine Forschung in den Palästinensischen Gebieten. Zwar hatte ich nicht an der Planung und Umsetzung des Projektes teilgenommen; von dem Schreibtisch, den ich am 2. September 2008 in der Programmabteilung des Goethe-Instituts bezog, konnte ich aber die Diskussionen der Mitarbeiterinnen zu unerwarteten Entwicklungen beobachten: Das letzte Glied einer Übersetzungskette zur Realisierung der Projektziele von *Matabb* – die Verankerung der fertiggestellten Serie in den lokalen Kontext – drohte zu scheitern.

Das Kalkül des Goethe-Instituts und seiner Partner hatte darin bestanden, *Matabb* während der ersten zehn Tage des Ramadan über den palästinensischen Fernsehsender PBC auszustrahlen. Der Ramadan ist in Palästina Seifenoper-Zeit: Nach einem langen Tag des Fastens kommen die muslimischen Familien mit Sonnenuntergang zu einem üppigen Mahl zusammen und parallel verfolgt man gemeinsam Abend für Abend die Episoden zumeist syrischer,

ägyptischer oder türkischer Serien.²¹ *Matabb* – so war es der Wunsch der Macher – sollte in diese jährliche Primetime für Soap Operas platziert werden. An die Stelle der Verwicklungen aus dem kolonialen Damaskus – in einer der populärsten Serien – könnten somit lokale Geschichten treten. Der Anspruch, durch *Matabb* »Tabus« zu thematisieren und lokale Diskussionen zu beeinflussen, sollte durch eine solche breite Verankerung realisiert werden. Und mehr noch: Die Projektziele beinhalteten die Hoffnung, dass sich über das Satellitenprogramm der PBC auch das Publikum in den arabischen Nachbarstaaten für die palästinensische Soap begeistern ließe. In dem Antrag an die Europäische Union zur Finanzierung der Serie wurde sogar die Erwartung formuliert, dass hierüber auch kommerzielle Partner zur Fortführung von *Matabb* gefunden werden könnten.

Am ersten Abend des Ramadan 2008 geschieht nichts dergleichen. Die Serie wird trotz der Vereinbarungen mit einem Programmdirektor des Fernsehsenders, trotz der – aus Perspektive des Goethe-Instituts – rechtzeitigen Übergabe der DVDs an den Sender und trotz öffentlicher Ankündigungen nicht ausgestrahlt. Am nächsten Morgen – meinem ersten Arbeitstag – bestimmt dieses Thema die Unterhaltungen und den Arbeitsrhythmus im Goethe-Institut: Die zuständige Mitarbeiterin telefoniert durchgängig mit Projektpartnern, Geldgebern, Journalisten und dem Institutsdirektor, der zu diesem Zeitpunkt im Urlaub ist. Im Laufe des Tages betreten unterschiedliche Mitarbeiter die Programmabteilung und berichten von Gesprächen mit Freunden oder Partnern des Instituts, die zum vorgesehenen Zeitpunkt PBC einschalteten und über die Nicht-Ausstrahlung erstaunt waren. Auch eine Erklärung oder Information zu dieser Programmänderung hat es offenbar nicht gegeben. Vor meinen Augen entfaltet sich ein Gewebe aus Spekulationen, Vermutungen und Halb-Wissen, um die überraschenden Entwicklungen zu interpretieren. Alle diese Deutungsversuche zeichnen sich durch ihren spekulativen Charakter, ihre eher situative Überzeugungskraft und letztlich fehlende Klarheit über die »wahren Gründe« aus.

Da ich gerade meine ersten Tage im Institut verbringe, ist es wenig verwunderlich, dass mir die Zusammenhänge schwer durchschaubar erscheinen. Aber auch den Mitarbeitern bleiben offensichtlich nicht nur die Gründe für die Nicht-Ausstrahlung unklar, sondern zunächst auch die Frage, wer eigentlich die Absage einer Vereinbarung zwischen einem deutschen Kulturinstitut und einem palästinensischen Fernsehsender veranlassen kann: So hat eine Mit-

21 | Siehe hierzu etwa den Artikel »Türkische Fernsehserien. Eine kulturelle Revolution« in der FAZ vom 20. November 2012. Diese Textpassagen geben den Stand der Dinge zurzeit meiner Feldforschung im Jahr 2008 wieder und beziehen eventuelle Veränderungen durch später einsetzende, dramatische politische Entwicklungen in den genannten Ländern nicht ein.

arbeiterin von einer »Kommission« gehört, welche innerhalb oder im Umfeld des Fernsehsenders die Serie erst noch »überprüfen« müsse. Sofern nichts zu beanstanden sei, könne *Matabb* dann in einigen Tagen gesendet werden. An anderer Stelle wird auf einen Präsidentenberater verwiesen, der die Ausstrahlung gestoppt habe. Das Wort von der »Zensur« macht nun die Runde durch das Institut. Ein kritischer Artikel, den ein bekannter Journalist angeblich geschrieben habe, wird zwischenzeitlich als eine andere Ursache angeführt. Ebenso vielfältig sind die Gerüchte über die angeblich monierten Stellen der Serie: Ein Mitarbeiter hat gehört, die PLO sei als zu korrupt dargestellt; eine andere Mitarbeiterin liefert den Hinweis, die Israelis und Europäer seien zu positiv, Palästinenser hingegen zu negativ gezeichnet; dem Regisseur der Serie wird zugetragen, eine Szene, in der Palästinenser israelischen Soldaten Blumen reichten, habe die Ausstrahlung verhindert. Die Ratlosigkeit nimmt zu, da es entweder solche Sequenzen gar nicht gibt oder die Kritikpunkte als inhaltlich unbegründet erscheinen: Missverständnisse und Unkenntnis werden neben politischer Einflussnahme und Unprofessionalität des Fernsehsenders als Ursachen für die Nicht-Ausstrahlung diskutiert.

Nach seiner Rückkehr aus dem Urlaub beginnt der Institutsdirektor, aktiver auf die Absage zu reagieren: Kurzfristig wird eine abendliche Ausstrahlung der Serie im Veranstaltungsraum des Deutsch-Französischen Kulturzentrums²² angesetzt. Ebenso kurzfristig werden Besucher und Partner des Goethe-Instituts, Angehörige der Kulturszene und der internationalen Community in Ramallah zu diesen Vorführungen eingeladen, die um die zwanzig Personen anziehen. Eine Pressemitteilung wird verfasst, in der die Verantwortung für die Nicht-Ausstrahlung und somit das drohende Scheitern einer breiteren lokalen Verankerung des Projektes alleine dem palästinensischen Sender zugewiesen wird:

»The PBC, however, cancelled ›Matabb‹ without prior notice replacing it with another local TV serial. As-to-date no official explanation has been provided by the PBC explaining its action. The PBC cancellation came as a complete surprise to the Producers who granted the PBC, upon its request, the right to broadcast the new TV serial before other broadcasters. The PBC had ample time to review the tapes of the serial and its trailer which were delivered in due time.

Yahia Barakat, Director General of Programming at the PBC, who had been the Goethe Institute's liaison at the PBC was abroad on a trip when the show was cancelled. Upon his return, Mr. Barakat informed the Goethe-Institute that some scenes in the serial had raised a red flag with the authorities. He referred to one passage in which the PLO is

22 | Das Goethe-Institut und das Centre Culturel Français in Ramallah teilen nicht nur Räumlichkeiten, sondern positionieren sich – zumindest dem Ideal nach – als ein integriertes Kulturzentrum in der Stadt.

allegedly mentioned as corrupt. In this relatively marginal scene the PLO is investigating fraud during the Lebanese civil war and is therefore not depicted in a negative way. On September 7, Mr. Barakat told the Goethe-Institute's director that a committee will review the series and make a decision on whether to air it at the end of Ramadan.«²³

Palästinensische Kooperationspartner oder Besucherinnen des Goethe-Instituts teilen zumeist die Einschätzung des PBC als technisch und organisatorisch unprofessionell oder politisch kontrolliert und entwickeln doch gleichzeitig partiell Verständnis für eine kritische Haltung gegenüber *Matabb*. Die Serie sei »voller Stereotype«, sagt die Mitarbeiterin einer NGO, »und es sind die europäischen Stereotype über die Region, nicht die arabischen«. Das drohende Scheitern der lokalen Verankerung erscheint in solchen Aussagen nicht als ein bloßes organisatorisches Problem, sondern lässt sich demnach auch über inhaltliche Hintergründe deuten. In eine ähnliche Richtung weist die Verärgerung zweier palästinensischer Journalisten über die erste Szene der Serie: Eine Gruppe von Jugendlichen wirft hier Molotow-Cocktails auf ein gerade entstehendes Theatergebäude in Jenin. *Matabb* reproduziere hierdurch – so die beiden Journalisten – die negativen Vorurteile von »Gewalt und Terror«, die westliche Akteure gegenüber Palästina hegten.

Auch die lokalen Mitarbeiter des Goethe-Instituts beginnen nun zaghaft Kritik am eigenen Vorgehen zu äußern: Hatte man die DVDs tatsächlich zeitig genug an den Fernsehsender übergeben? Und hatte man hier mit der richtigen Person die Absprachen getroffen? Und war der örtliche Sender PBC überhaupt der passende Partner in Anbetracht der Tatsache, dass das lokale Fernsehpublikum primär Satellitenprogramme aus den arabischen Nachbarstaaten rezipiert? Als eine »Ortskraft« mir gegenüber formuliert, eigentlich hätten die Palästinenser keine Lust, sich auch noch im Ramadan mit ihrer politischen Misere zu befassen, stelle ich mir die Frage, ob sich das Problem der lokalen Verankerung von *Matabb* nicht zumindest zum Teil als ein internes Übersetzungsproblem zwischen deutschen und palästinensischen Mitarbeitern im Goethe-Institut erklären lässt. Die innere Distanz und kritische Haltung, die lokale Akteure gegenüber den »wohlwollenden Interventionen« deutscher Kulturpolitik einnehmen können, verdeutlicht die gleiche Mitarbeiterin, nachdem sie in der Zeitung einen Artikel über ein deutsch-israelisches militärisches Kooperationsprojekt gelesen hat: »Den Israelis schicken die Deutschen U-Boote, wir bekommen eine Soap.«

Diese Beobachtungen verdeutlichen, wie die Um- und Übersetzungen von Zielen, Plänen und Absprachen in der alltäglichen Arbeit eines Kulturinsti-

23 | Goethe-Institut Palestine: Press Release September 8, 2008. Palestinian-German TV Serial »Matabb« (Speed Bump) cancelled by Palestinian Broadcasting Corporation (PBC).

tuts ins Stocken geraten können. Anna Lowenhaupt Tsing hat vorgeschlagen, solche »Reibungen« als ethnografische Ansatzpunkte zu nutzen, um globale Verknüpfungen sowie die neuen kulturellen und politischen Arrangements, die aus ihnen erwachsen, zu untersuchen – Reibungen, die etwa aus dem Eindringen von mobilen universalen Begriffen und Wertvorstellungen in lokale Räume entstehen; oder Reibungen, die sich im Aufeinandertreffen von Projekten und Machtkonstellationen mit ihren jeweils unterschiedlichen räumlichen Verankerungen zeigen: »Attention to friction opens the possibility of an ethnographic account of global interconnection. Abstract claims about the global can be studied as they operate in the world. We might thus ask about universals not as truths or lies but as sticky engagements.«²⁴

Reibungen – das zeigt das Beispiel von *Matabb* – stellen sich in der alltäglichen Arbeit eines Kulturinstituts gerade im Zuge der erforderlichen Kooperationen und Interaktionen her: Die Mitarbeiterinnen sehen sich in der Bearbeitung der Probleme und Verwicklungen um die Seifenoper immer wieder gezwungen, durch partiell unbekanntes Territorium zu navigieren. Deutungen der jüngsten Entwicklungen in einer Kooperation oder Entscheidungen zu den nächsten Organisationsschritten basieren häufig auf unsicheren Vermutungen oder »Nicht-Wissen« – etwa über die Reaktionsweisen von Partnern, über bestimmte politische oder gesellschaftliche Rahmenbedingungen und deren Auswirkung auf den Projektablauf oder auch über die Effekte der eigenen Arbeit.

Diese Konfrontation mit Nicht-Wissen zeigt sich *zunächst* im institutionellen Alltag: Mitunter mangelt es an sprachlichen Kompetenzen, um sich etwa in dem komplexen Umfeld eines deutsch-französischen Kulturzentrums als Teil einer englischsprachigen internationalen Community in einem arabischsprachigen Kontext unter einer hebräischsprachigen Besatzung eine Situation, einen Zeitungsartikel zu erschließen oder ein Papier termingerecht in der jeweils erforderlichen Sprache zu verfassen. Häufig sind es aber auch ganz alltagspraktische und logistische Fragestellungen, zu denen Mitarbeitern ein Wissensfragment fehlt, um ein Vorgehen fundiert festzulegen: Wer ist die richtige Person, um die Ausstrahlung einer Fernsehproduktion im palästinensischen Fernsehen zu vereinbaren? Wen gilt es zu kontaktieren, wenn eine solche Absprache nicht eingehalten wird? Wird es gelingen, eine Person oder erforderliche Materialien trotz aller – in ihrem aktuellen Ausmaß unvorhersehbaren – Mobilitätsbeschränkungen durch die israelische Besatzung rechtzeitig zu einem Projektort zu bekommen? Und: Ist es angemessen, auf einem *Oktoberfest* vor dem Institut Bier auszuschenken und Schweinewurstchen zu servieren? Welche Konsequenzen können daraus entstehen? Es sind solche mitunter sehr kleinteiligen Fragen, die in zeitraubenden Diskussionen zwi-

schen entsandten und lokalen Mitarbeiterinnen, die Hierarchieleitern hinauf und hinab und unter Hinzuziehung externer »Experten« diskutiert und entschieden werden.

Die Bedeutung von Nicht-Wissen zeigt sich aber *auch* in der Umsetzung umfassender politischer Zielvorstellungen oder in der grundsätzlichen Verständigung über die Ergebnisse der eigenen Arbeit: »Wie sich Zivilgesellschaft hier wirklich stärken lässt, weiß doch kein Mensch«, formulierte mir gegenüber etwa ein Kulturmittler in Ramallah. Und die im Abschnitt I.1 zitierten Positionen zu *Konfliktprävention* als einer Zielsetzung Auswärtiger Kulturpolitik weisen in die gleiche Richtung: Sowohl in der Bearbeitung von Alltagsfragen als auch anhand der längerfristigen Zielvorstellungen, sowohl in logistischen Problemstellungen als auch in Einschätzungen zum politischen und kulturellen Kontext wird deutlich, dass es sich bei der praktischen Umsetzung Auswärtiger Kulturpolitik in »Konfliktgebieten« um eine anspruchsvolle Arbeit entlang der Grenze von »Wissen« und »Nicht-Wissen« handelt, in deren Realisierung spekulative Vermutungen oder direkte Unkenntnis durch unterschiedliche Praxisformen in – zumindest situativ gültiges – »Wissen« verwandelt werden.

Verorten, Verankern, Anschlüsse schaffen, Verknüpfen: Strategien kulturpolitischer Wissens- und Übersetzungsarbeit

Vor diesem Hintergrund bildet die Wissensarbeit von Kulturmittlern, neben Projekten, den zweiten Schwerpunkt, um in den verbleibenden Teilen dieses Buches das Eindringen einer deutschen Policy in unterschiedliche lokale Kontexte ethnografisch nachzuzeichnen. Wissensarbeit betrachte ich dabei als Übersetzungsarbeit, die kulturpolitische Diskurse und Alltagspraxen direkt zueinander in Beziehung bringt und in diesem Rahmen immer auch stabile Strukturen und flüchtige Elemente zu translokalen Formationen zusammenfügt. Mit diesem Fokus schließe ich an Positionen an, die »übersetzen« einerseits als ein zentrales Problem jedweder inter-/transnationaler Kooperation betrachten und andererseits »Übersetzungspraxen« als einen privilegierten empirischen Zugriff zur Erforschung solcher Felder nutzen.²⁵ Richard Rottenburg formuliert hierzu grundsätzlich:

»Übersetzen findet statt, wenn: eine Idee oder Sache aus einem in ein anderes Idiom, aus einer in eine andere Kultur über-tragen wird; eine Idee oder Sache durch eine andere er-setzt wird; eine Idee oder Sache mit einer anderen so verbunden wird, dass sie

25 | Siehe hierzu etwa: Richard Rottenburg: Weit hergeholte Fakten; Bruno Latour: Re-assembling the Social. An Introduction to Actor-Network-Theory. Oxford 2005; Barbara Czarniawska: A City reframed. Managing Warsaw in the 1990s. Amsterdam 2000.

dadurch weiter reicht oder stärker wird (wie es beispielsweise beim Flaschenzug oder der Fahrradkette der Fall ist); eine Idee sich in eine Praxis oder eine Sache materialisiert und umgekehrt. Alle diese Bedeutungen haben einen gemeinsamen Nenner: Übersetzen bringt Getrenntes zusammen, setzt es dadurch in Relation, vermittelt zwischen zwei Elementen, macht sie kompatibel und komensurabel.«²⁶

»Übersetzen« meint hier einen parallelen Prozess von Mobilisierung und Transformationen, der immer auch kreative Potenziale und produktive Effekte mit sich bringt:

»Damit Ideen (ebenso Modelle und Artefakte) translokal zirkulieren – von einer in die andere soziale Welt, von einem in den anderen Bezugsrahmen –, müssen sie von jemandem aufgegriffen, angeeignet und verändert werden. [...] Bei jedem Übersetzungsakt wird (performativ) unvermeidlich etwas weggelassen und etwas anderes hinzugefügt, sonst würde die Kette der Übersetzungen abreißen. Stärker formuliert: Jeder Übersetzungsakt ist auch ein Schöpfungsakt, der etwas hervorbringt, was es vorher nicht gegeben hat.«²⁷

Rottenburg schlägt vor, die *translokale Zirkulation von Ideen, Modellen oder Artefakten* durch »Übersetzungsketten« im Rahmen von »Aushandlungszonen«²⁸ zu untersuchen – also anhand von konkreten Interaktionen, Verhandlungen oder auch bürokratischen Akten, in denen Wissen zugleich mobilisiert und verändert wird. Mein Vorschlag, *translokale Praxis- und Übersetzungsfelder* als Analyserahmen für die Umsetzung Auswärtiger Kulturpolitik zu nutzen und hierbei gerade auch Wissensarbeit zu fokussieren, ist deutlich von diesen Überlegungen inspiriert. Allerdings betone ich insbesondere das letzte Glied der mehrteiligen Übersetzungsketten zwischen den »Rechen(schafts)zentren« und lokalen Handlungsfeldern, die Rottenburg in den Blick nimmt, und frage zugleich nach den vielfältigen translokalen Verwebungen und Formationen, die hierbei im Zusammenspiel unterschiedlicher Akteure, Wissensbestände, institutioneller Kontexte oder Ressourcen entstehen und daher nicht alleine auf die Zentren deutscher Auswärtiger Kulturpolitik verweisen.

Im Rahmen meiner ethnografischen Arbeit ließ sich die vielfältige translokale Wissensarbeit zu vier *Strategien kulturpolitischer Übersetzung* verdichten. »Strategien« verstehe ich dabei nicht als von isolierten Individuen oder Kleingruppen intentional erdachte, zu Papier gebrachte Überlegungen zu einer systematischen und passgenauen Umsetzung zuvor klar formulierter politischer

26 | Richard Rottenburg: *Weit hergeholte Fakten*, S. 15.

27 | Ebd., S. 16.

28 | So der Begriff, den Richard Rottenburg nutzt: Ebd., S. 159ff.

Zielvorstellungen, sondern »praxeologisch« und »prozessual«.²⁹ Es geht mir um die *relationalen Fähigkeiten*, die sich im Zuge von alltäglichen Handlungen und Interaktionen in den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern herausbilden, verdichten und Kulturmittlern – trotz ihres partiellen Nicht-Wissens – Orientierung und Positionierung an ihren Einsatzorten ermöglichen. Hierbei betrachte ich die alltägliche Auseinandersetzung mit den Reibungen und Problemen, die sich aus der Einarbeitung von Elementen der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik in lokale Handlungskontexte ergeben, als besonders produktiv. Entsprechend gehe ich davon aus, dass sich diese relationalen Fähigkeiten etwa im routinierten oder reflexiven Umgang mit politisch formulierten Zielvorstellungen, in der praktischen Aneignung oder Veränderung zentraler diskursiver Figuren oder in der kleinteiligen Verkopplung solcher kulturpolitischer Diskurse mit Erwartungen und Begebenheiten vor Ort sukzessive entwickeln. Die konkrete Ausgestaltung solcher Strategien kann dabei lokal von sehr unterschiedlichen Rahmenbedingungen abhängen – einige dieser Faktoren sind zu Beginn des Abschnittes oder anhand der Darstellungen zu *Matabb* bereits angeklungen. Entscheidend ist, dass ich die translokalen Arbeitskontexte mit ihren Akteuren, Infrastrukturen, Ressourcen, Narrationen, Wissensbeständen, Konflikten, Hierarchien und Aufmerksamkeitskonjunkturen als koproduzierend im Hinblick auf die Herausbildung dieser relationalen Fähigkeiten betrachte.

Auf dieser Basis möchte ich nun *vier Strategien kulturpolitischer Übersetzung* voneinander differenzieren, welche die beiden zentralen Pole im Arbeitsalltag der Kulturmittler – die politischen Zentren einerseits, die lokalen Handlungskontexte andererseits – auf eine jeweils spezifische Weise zueinander in Beziehung setzen. Die folgende Auflistung ist dabei nicht als eine erschöpfende Typologie voneinander eindeutig abgrenzbarer Herangehensweisen gedacht, sondern als Ausdruck einer analytischen Perspektive, die nach kontinuierlichen Bezugspunkten und habitualisierten Vorgehensweisen im alltäglichen Fluss der Programmarbeit fragt. Entsprechend werde ich aufzeigen, dass diese Strategien innerhalb der translokalen Praxis- und Übersetzungsfelder nicht exklusiv, sondern parallel, kombiniert und überlappend zur Anwendung kommen:

29 | Inspiriert durch Pierre Bourdieu, der etwa das »Prinzip der Strategien« bezeichnet als den »praktischen Sinn« oder, wenn man will, das, was man auch »spielerisches Gespür« nennen könnte: der gekonnte praktische Umgang mit der immanenten Logik eines Spiels, die praktische Beherrschung der ihm innewohnenden Notwendigkeit – und dieser »Sinn« wird durch Spielerfahrung erworben und funktioniert jenseits des Bewusstseins und des diskursiven Denkens.« Siehe: Pierre Bourdieu: Von der Regel zu den Strategien. In: Ders.: Rede und Antwort, S. 79-98, S. 81.

- i. Mit *Verorten* benenne ich Vorgehensweisen, die im Kern darauf abzielen, im Rahmen einer Policy neue Präsenzen zu schaffen. Hierzu zählen etwa die Planungs-, Diskussions- und Realisierungsprozesse, die zur Neugründung eines Goethe-Instituts oder einer anderen kulturpolitischen Vertretung an einem konkreten Ort führen. Der Begriff umfasst aber auch die übliche Praxis der »Entsendung« von Deutschen an solche Standorte und die sich daran anschließende Wissensarbeit, mit denen sich diese Kulturmittler in ihrem neuen Arbeitskontext zu etablieren versuchen. Solche *Strategien des Verortens* werde ich insbesondere im folgenden Abschnitt (III. 3) illustrieren, indem ich Praxen, Kontexte und Vorgehensweisen von Leitern eines Goethe-Instituts, sich nach einer Entsendung ihr neues Feld zu erschließen, vorstelle.
- ii. *Strategien des Verankerns* bauen auf solchen Verortungen auf, gehen aber einen Schritt weiter. Ich verstehe hierunter den letzten Bestandteil einer Übersetzungskette, dem innerhalb der Auswärtigen Kulturpolitik eine besondere Bedeutung zukommt. Denn unabhängig davon, ob eine politisch oder institutionell formulierte Zielsetzung lautet, ein *zeitgenössisches Deutschlandbild zu vermitteln*, die *deutsche Sprache zu fördern*, zur *Konfliktprävention beizutragen* oder *Zivilgesellschaft zu stärken* – in all diesen Fällen besteht die Intention darin, an einem jeweiligen Einsatzort nachhaltige soziale, kulturelle oder politische Effekte zu erzielen. *Strategien des Verankerns* zeigen sich somit etwa in den praktischen Bemühungen, Kooperationen aufzubauen, Kultur- oder Bildungseinrichtungen zu unterstützen, Deutschunterricht an Schulen zu etablieren, Bildungseliten für Deutschland zu gewinnen oder eine bestimmte diskursive Position in den lokalen Kontext einzubringen – kurz: ein ethnografischer Fokus auf Verankerungspraxen führt direkt zu den Effekten und möglichen Reibungen, die sich aus dem Einarbeiten von politischen Zielsetzungen in lokale Handlungskontexte ergeben. *Strategien des Verankerns* werde ich primär im vierten Abschnitt dieses Kapitels diskutieren.
- iii. *Strategien zur Schaffung von Anschlüssen* zielen hingegen darauf ab, durch die Mobilisierung wirkmächtiger Metaphern oder Narrative neue Beziehungen und Handlungsfelder zu eröffnen. Solche Strategien zeigen sich etwa in den Bemühungen, Bestände des Narrativs vom Nationalen translokal anschlussfähig zu machen, indem man sie in innovative Programmformate, relevante Themenfelder oder breitere Netzwerke einbringt. Sie finden somit in allen Projekten Anwendung, in denen die *Herstellung von Deutschlandbezügen* auf neue Kooperationsformen oder inhaltliche Verbindungen angelegt ist. Im vierten Abschnitt dieses Kapitels werde ich darüber hinaus eine weitere Ausformung dieser Strategie herausarbeiten: Hier zeichne ich nach, wie sich durch die Mobilisierung von »Europa« als einer

- kulturpolitischen Metapher neuartige Referenzrahmen und Handlungsoptionen für die Arbeit eines deutschen Kulturinstituts hervorrufen lassen.
- iv. *Strategien des Verknüpfens* entstehen aus der Notwendigkeit, zwischen den mitunter weit auseinanderstrebenden Erfordernissen, Rationalitäten und Diskursen in den unterschiedlichen lokalen und institutionellen Kontexten, die in den kulturpolitischen Praxis- und Übersetzungsfeldern in Kontakt geraten, Verbindungen herzustellen. So müssen Kulturmittler in ihrer Programmarbeit nicht nur die Intentionen ihrer politischen Auftraggeber und ihres Arbeitgebers einbeziehen, sondern gleichfalls mit den Erwartungen ihrer lokalen Kooperationspartner oder den dominanten Positionen innerhalb der medialen Öffentlichkeiten – sowohl in Deutschland als auch an den Einsatzorten – jonglieren. Als Folge der Mobilisierung der neuen Policy lässt sich eine weiter gesteigerte Komplexität dieser kulturpolitischen Übersetzungsarbeit ausmachen: Kulturmittler wenden sich verstärkt den lokalen Präsenzen und Bruchlinien der »Konflikte« zu, suchen nach passenden Programmformaten und werden zugleich häufiger mit den asymmetrischen Rahmenbedingungen und Reibungspotenzialen ihrer Arbeit konfrontiert. Die *Verknüpfungsarbeit*, die sich aus dieser Gemengelage entwickelt, steht im Zentrum des fünften Abschnitts.

In der Gesamtschau werde ich aufzeigen, wie diese Strategien kulturpolitischer Übersetzung Diskurse und Alltagspraxen auf flexible Weise miteinander verbinden, stabile Strukturen und eher flüchtige Elemente zusammenfügen und zugleich Navigationen durch partiell unbekanntes Gelände ermöglichen. Die verbleibenden Textteile sind der Darstellung dieser anspruchsvollen Wissensarbeit, die in den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* vonstattengeht, gewidmet.

3. SUBJEKTPositionEN UND WISSENSHIERARCHIEN: ENTSENDUNGEN ALS STRATEGIEN DES VERORTENS

Die Schaffung von Präsenzen bildet zumeist Ausgangspunkt und Grundlage für die kulturpolitische Praxis. Entsprechend beginne ich meine Analyse der translokalen Wissens- und Übersetzungsarbeit mit *Strategien des Verortens*. Die folgende Darstellung eröffnet zugleich einen Blick in die alltäglichen Arbeitskontexte von Goethe-Instituten im Ausland und somit in die Innenräume translokaler Praxis- und Übersetzungsfelder. Hierzu einige allgemeine Bemerkungen vorweg: Organisatorisch unterteilt sich ein solches Institut in der Regel in die Bereiche Programmabteilung, Spracharbeit, Bibliothek und Verwaltung, der neben der Verwaltungsleitung auch Rezeptionisten, Hausmeister, Fahrer und IT zugeordnet sind. In diesem Arbeitsfeld begegnen sich Personen mit

sehr unterschiedlichen Status, Aufstiegschancen und Verweildauern: lokale Mitarbeiter, die mit längerfristigen oder projektbezogenen Verträgen, die Programmarbeit maßgeblich umsetzen; das aus Deutschland entsandte Leitungspersonal, das nach vier, fünf Jahren an den nächsten Einsatzort weiterzieht; Deutschlehrerinnen, die in der Regel als Honorarkräfte nach Bedarf eingesetzt und entlohnt werden; unbezahlte Praktikanten, die im Rahmen ihrer mehrmonatigen Aufenthalte wichtige Aufgaben übernehmen und den operativen Betrieb substanziell unterstützen. Die politische Forderung nach einer Reduktion der Personalkosten schlägt sich in den Auslandsinstituten auch in einem Abbau von dauerhaften Beschäftigungsverhältnissen (etwa unter den Sprachlehrern) und in einer zunehmenden Übergabe von Abteilungsleiterfunktionen an die deutlich geringer entlohnenden »Ortskräfte«³⁰ nieder.

Gerade unter den Rahmenbedingungen einer Konfliktkonstellation stellt sich die Frage nach dem Umgang mit den Grenzen zwischen »Wissen« und »Nicht-Wissen«, die sich im Arbeitsalltag auftun. Denn die Kooperation von Mitarbeitern mit distinkten Status und lokalen Bezugssystemen führt auch zu einem Aufeinandertreffen hierarchisierter Wissensbestände in einem mitunter schwer zu durchschauenden lokalen Kontext.

Improvisation als kulturpolitischer Arbeitsmodus

Zu Beginn meiner Feldforschung in Ramallah ist eine Mitarbeiterin der Programmabteilung – in diesem Fall eine deutsche Doktorandin, die diese Funktion temporär und parallel zu ihrer Forschung in Palästina übernommen hat – mit der Organisation der Lesereise eines deutschen Islamwissenschaftlers beschäftigt.³¹ Die besondere Herausforderung besteht darin, dass der Autor nicht nur in Ramallah, sondern auch in Ostjerusalem und im abgeriegelten Gazastreifen auftreten soll. In einem Pausengespräch kommentiert eine andere Mitarbeiterin, die kürzlich in Gaza zu tun hatte: Ganz sicher sei sie nicht, aber soweit sie wüsste, seien die Checkpoints zwischen Israel und dem Gazastreifen freitags und samstags komplett geschlossen. Die Planerin zeigt sich verzweifelt, da dies bedeuten würde, dass der Autor und die ihn begleitenden Kulturmittler drei Nächte in Gaza schlafen müssten – oder man wirft die ganze Planung wieder um. Die Mitarbeiterinnen diskutieren, wie man an verlässliche Informationen über die mögliche Schließung kommen könnte. In der Programmabteilung finden sich zwei Telefonnummern von israelischen

30 | Aus Gründen der Lesbarkeit verzichte ich in den folgenden Textteilen zumeist darauf, den institutsinternen gängigen Begriff »Ortskraft« in Anführungszeichen zu setzen, auch wenn ich ihn – primär aufgrund seiner in diesem Abschnitt herausgearbeiteten hierarchisierenden Effekte – weiterhin kritisch betrachte.

31 | Für die gesamte folgende Sequenz: Feldnotizen vom 4. September 2008.

Soldaten, die an Checkpoints ihren Dienst tun und sich zu einer informellen Informationsweitergabe bereit erklärt hatten. Auf einen Anruf reagieren sie nicht. Schließlich fragt man im deutschen Vertretungsbüro in Ramallah nach. Die zuständige Person dort gibt nach Rücksprache »unter Vorbehalt« die Auskunft, dass der Checkpoint zumindest am Freitagmorgen offen sein müsste. Später kommt die Mitarbeiterin auf diese Sequenz zu sprechen und verbindet sie mit dem anstehenden Wechsel in der Institutsleitung:

MA: »Der neue Institutsleiter wird es sehr schwer haben.«

JA: »Warum?«

MA: »Weil man hier nichts planen kann. Und weil er nicht weiß, wie die Dinge hier laufen und wen man fragen kann. Selbst die Leute, die man dann fragt, wissen es nicht. Hier kann man einfach nichts planen. (Pause) Ich würde den Job nicht machen wollen.«

JA: »Warum nicht?«

MA: »Weil ich immer nicht weiß, was ich machen soll.«

JA: »Aber du machst doch die ganze Zeit.«

MA: »Ja, aber ich weiß immer nicht, wie ich mit solchen Situationen umgehen soll.«

Diese Szene verdeutlicht zunächst die *Verunsicherung*, die eine Konfrontation mit dem eigenen Nicht-Wissen in der alltäglichen Organisationsarbeit in politisch komplexen Einsatzgebieten hervorrufen kann. Sie illustriert zweitens einen *Modus der Improvisation*, den ich gerade in Ramallah häufig beobachten konnte: Das Ziel, ein definiertes Kulturformat – also etwa eine Lesung – in einen lokalen Kontext zu übertragen, führt zu Reibungen, die eine kleinteilige Vorgehensweise, durch die das notwendige Wissen zum Teil erst im Tun erworben wird, erforderlich machen. »Improvisation« – so hat es Ignacio Fariás in einem anderen Zusammenhang formuliert – »sollte nicht als bloßes planloses oder unkompetentes Agieren verstanden werden, sondern als die einzige mögliche Handlungsform in ungewissen Situationen.« Dieser Arbeitsmodus baue durchaus auf Kompetenzen und etablierten Modellen auf, führe aber in deren Übertragung in ungewissen Situationen zu neuen Praxen, »Strategien, Produkten und Formationen«.³² Und drittens verweist diese Sequenz auf die Rolle des Institutsleiters als einer zentralen *Subjektposition*, die durch die Auswärtige Kulturpolitik hervorgerufen wird. Denn ein spezifisches Arrangement des Politikbereichs besteht in dem System der Rotation, durch welches die fest angestellten, deutschen Mitarbeiter in Leitungsfunktionen auf die weltweiten Standorte des Goethe-Instituts verteilt werden. Die Aufenthaltsdauer einer Institutsleiterin ist somit auf einige Jahre begrenzt – anders formuliert: das

32 | Ignacio Fariás: Die Improvisation einer Politik. Katastrophenbewältigung, neo-liberale Experimente und die Grenzen ökonomischen Wissens. In: Jens Adam & Asta Vonderau (Hrsg.): Formationen des Politischen, S. 153-181, S. 154f.

Goethe-Institut versetzt sein Leitungspersonal im Hinblick auf die lokalen Gegebenheiten, Diskussionen, Sprachen und Kulturszenen an den jeweils neuen Einsatzorten systematisch und regelmäßig in einen Zustand weitgehender Inkompetenz. Zwar finden sich im Kreise der rotierenden Mitarbeiter natürlich die unterschiedlichsten, fundierten und sehr spezifischen sprachlichen und regionalen Kenntnisse. Die Versetzungspraxis bringt es aber mit sich, dass auch eine Person, die im Rahmen ihres Studiums etwa intensiv Serbokroatisch oder Hebräisch gelernt hat, sich nach vier oder fünf Jahren der Berufstätigkeit in einem anschlussfähigen Umfeld in einem sprachlich unvertrauten Kontext wiederfinden wird. In der Konsequenz bedeutete dies, dass keiner der Institutsleiter, denen ich im Rahmen meiner Forschung an den Standorten Ramallah, Sarajevo, Jerusalem und Tel Aviv begegnet bin, über hinreichende Kenntnisse der jeweiligen lokalen Sprache verfügte, um ein inhaltliches Gespräch auf Bosnisch, Arabisch oder Hebräisch führen zu können. Auch Begrüßungen und Einführungen zu Veranstaltungen wurden in der Regel auf Deutsch oder Englisch gehalten. Gespräche mit Projektpartnern, an denen ich in Ramallah oder Sarajevo teilnehmen konnte, fanden entweder in diesen Sprachen statt oder mussten durch lokale Mitarbeiter gedolmetscht werden.

Die Arbeit von entsandten Institutsleitern an ihren Einsatzorten bewegt sich entsprechend in einem elementaren Spannungsverhältnis: Einerseits fehlt ihnen – gerade zu Beginn ihres Einsatzes – ein grundlegendes lokales Orientierungswissen, so dass sie immer wieder zu tastenden, improvisierenden Vorgehensweisen gezwungen sind; andererseits nehmen sie in ihrem Arbeitsfeld von Beginn an eine herausgehobene und leitende Position ein. In der Konsequenz müssen sie Entscheidungen zu aktuellen Sachverhalten, Kooperationen oder Programmschwerpunkten fällen, ohne deren Rahmenbedingungen und Folgewirkungen auf Basis eigener lokaler Erfahrungen und Kompetenzen wirklich einschätzen zu können. Einige der Organisationsweisen und internen Arrangements des Goethe-Instituts lassen sich als Versuch verstehen, Stabilität zu schaffen und somit die Notwendigkeit zur Improvisation zu kaschieren oder abzumildern. Hierzu zählt etwa, *den Entsandten Ortskräfte zur Seite zu stellen*, die über spezifische Kenntnisse zu den lokalen Gegebenheiten, Akteursfeldern und Kulturszenen verfügen, zugleich aber durch ihren nachgeordneten Status und ihren Arbeitsauftrag auf eben diesen engen geografischen Rahmen festgelegt sind. Aber auch die Entsandten selbst entwickeln Strategien, um mit ihrem anfänglichen Nicht-Wissen umzugehen und sich sukzessive in einem neuen Kontext zu verorten. Kulturpolitische Übersetzungsarbeit stellt sich als ein *Wechselspiel aus Improvisation und Routine* dar.

Der Reiz des Entdeckens: Kosmopolitische Erzählungen und ethnografische Praxen

Wenn ich die Leiter von Goethe-Instituten danach frage, wie sie sich nach einer Rotation ihr neues Arbeitsumfeld erschließen, so erzählen sie mir Geschichten einer praxisnahen Erarbeitung, individuellen Aneignung und allmählichen Durchdringung eines Raums, den sie zunächst als »fremd« erlebten. Die Institutsleiterin aus Sarajevo entwickelt im Rahmen unseres Interviews hierzu das Bild einer Art persönlicher Transformation, um ihren Bericht von der allmählichen Verortung in dem »fremden Feld« zu illustrieren:

»Ich komme hierher wie so ein Baby. Also ich bin hier kulturell einfach neu geboren. Ich habe keine Ahnung und man muss sozusagen ein neues Team bilden und auch den Mitarbeitern vor Ort sagen: Ich bin auf Ihre Unterstützung und auf Ihren Blick in das Land angewiesen. Zuhören! Also erst mal im Institut und dann aus dem Institut heraus; und dann zu sagen: Welche Partner sind bisher wichtig gewesen?«³³

Das Bild von der *kulturellen Neugeburt* verweist auf die eigene Wahrnehmung einer anfänglichen Unselbstständigkeit im Umgang mit der neuen lokalen Umgebung ebenso wie auf einen Prozess des Erwachsenwerdens, der in der Einschätzung meiner Gesprächspartnerin nach etwa einem Jahr zu einer Art Statuspassage führt:

IL: »Da gibt es ganz unterschiedliche Schritte. So bestimmte Dinge passieren in den ersten Tagen und ersten Wochen. Also auch, dass man sich in der Stadt orientieren kann, dass man ein Bild davon hat, wie Sachen zueinander liegen, dass man das Gefühl hat, die wichtigsten Partner kenne ich jetzt. Aber so ein Kulturleben hat einen Rhythmus und das ist ein Jahresrhythmus und morgen ist mein erstes Jahr zu Ende und ich merke, dass ich jetzt sozusagen erwachsen geworden bin. Das geht ja nicht von einem Tag auf den anderen. Natürlich entwickle ich mich auch noch weiter. [...] Hier gibt es für mich noch sehr, sehr viel zu entdecken, aber ich stehe jetzt auf sicherem Grund. So würde ich es vielleicht beschreiben.«

JA: »Was gibt Ihnen das Gefühl, auf sicherem Grund zu stehen?«

IL: »Dass ich das Gefühl habe, dass ich mich jetzt auskenne, dass ich wesentliche Dinge in meine Überlegungen einbeziehen kann, dass ich Leute habe, die ich befragen kann, die ich um Rat fragen kann, dass ich einschätzen kann, wenn Fragen aus dem Land nach Zusammenarbeit an mich herangetragen werden, ob das für mich relevant ist oder nicht. Am Anfang kann ich das gar nicht einschätzen: Wer ist das? Ist das ein wichtiges Thema? Jetzt habe ich da schon- Ich habe Urteilsvermögen entwickelt.«

33 | Interview vom 23. Juli 2009; auch die folgenden drei Sequenzen.

Im Kern berichtet die Institutsleiterin hier von der Entwicklung ihrer Fähigkeiten zur Orientierung in Raum und Zeit des lokalen Feldes, die maßgeblich durch praktische Erfahrungen erfolgt. Hierbei geht es grundlegend um ein Vertrautwerden mit der materiellen Beschaffenheit des neuen urbanen Kontextes, zugleich aber um ein Verständnis für seine sozialen und kulturellen Dimensionen: Denn das Gefühl »jetzt auf sicherem Grund« zu stehen, beruht gerade auch auf tragfähigen Kontakten, die sie im Laufe des Jahres knüpfen konnte sowie auf der gewachsenen Sicherheit, die »Bedeutung« bestimmter Themen und Fragestellungen vor dem Hintergrund lokaler kultureller Debatten und Erfordernisse einschätzen zu können.

Die Entwicklung eines eigenen »Urteilsvermögens« verläuft dabei stark über konkrete Begegnungen, die sich zu einem Prozess der allmählichen Reifung zusammensetzen. Erste Besuche bei Kulturschaffenden oder Repräsentanten von Kultureinrichtungen dienen somit nicht nur dem persönlichen Kennenlernen, sondern zugleich dem Vertrautwerden mit den lokalen Arbeitskontexten und institutionellen Ordnungen:

»Ja, also das ist ganz klar: Wenn ich das erste Mal da bin, dann gehe ich zu denjenigen.³⁴ Also erst mal ist es eine Referenz, [...] ein Stück Respekt und dass ich auch komme und erst mal den Ort, wo diese Institution, die Person lebt, arbeitet, wirkt, kennenlernen, weil ich dann auch eine bessere Einschätzung davon habe, wo ein Anknüpfungspunkt ist, wie die Situation ist.«

Die Bedeutung solcher Besuche liegt also in praktischen Lernschritten, die auf Beobachtungen und Interaktionen beruhen und letztlich das Vermögen vergrößern, sich eigenständig und somit »erwachsen« in den Logiken und Diskursen des lokalen Feldes zu bewegen:

»Ich lerne dadurch sehr viel und das ist wichtig, dass ich sehe: Wie ist ein Theater untergebracht? Wie ist die Institution untergebracht? Wo in der Stadt sind sie? Wo sind die anderen Orte? Einfach nur, weil die Adressen sind schon interessant, und in was für Gebäuden sind die untergebracht? Haben die ein großes oder kleines Büro? Wie viele Mitarbeiter haben die? Und dann auch von sich erzählen- [...] Das gibt ja ganz, ganz viele Informationen. Mein Institut, das kenne ich. Also das ist meine eigene Neugier. Das ist Teil des Eingewöhnens und es ist auch ein Signal, dass ich erst mal zuhören möchte, um etwas von der Seite zu erfahren.«

An solchen Erzählungen fiel mir die Kombination von Beobachtung, Erfahrung und Gespräch auf. Bemerkenswert erschien mir hieran insbesondere eine gewisse Ähnlichkeit zu den ethnografischen Praxen, mit denen sich eine

34 | »Denjenigen« meint hier die etablierten lokalen Partner des Goethe-Instituts.

Anthropologin ein neues Forschungsfeld nach und nach erschließt. Diesen Zusammenhang möchte ich anhand einer längeren Passage aus dem Interview, das ich mit dem Leiter des Goethe-Instituts in Tel Aviv führen konnte, genauer herausarbeiten und anschließend interpretieren:

JA: »Aber stochert man zu Beginn nicht sehr in einem unbekannten Feld?«

IL: »Aber doch völlig. Aber doch völlig.«

JA: »Und?«

IL: »Man kommt irgendwohin. Man liest vorher ganz, ganz viele Bücher und man hat natürlich sowieso ein Vorurteil, ja, weil man weiß ja alles aus der Presse und hat ein Bild von dem Land. Und dann liest man noch mehr und dann wird das Bild schärfer. Und dann kommt man irgendwohin und dann ist alles natürlich ganz anders. Weil die Wirklichkeit selten mit dem, was jemand anders darüber berichtet hat, übereinstimmt.« [...]

JA: »Sie haben gesagt, es sieht dann alles ganz anders aus, wenn man dann hier ankommt. Wie haben Sie sich das Feld erschlossen? Also, wie erschließt sich Ihnen das Feld, wenn Sie als Institutsleiter dann hier neu ankommen und feststellen, es sieht anders aus-«

[...]

IL: »Machen wir es ganz praktisch [...] Ich komme hierhin. Ich kenne keinen Menschen. Und habe aber langjährige Mitarbeiter hier und mache zunächst einmal- lerne zunächst einmal die großen Partner, die Traditionspartner kennen, mit denen wir schon seit 20 Jahren zusammenarbeiten.«

JA: »Begleitet von den Mitarbeitern, oder?«

IL: »Begleitet oder auch unbegleitet, also, das kommt ganz drauf an. Und dann fängt man- man hat ja Programmvorgaben, die der Vorgänger schon angeschoben hat. Das heißt, das erste halbe Jahr stößt man sowieso nichts an, weil das Programm geplant ist. Und in diesem halben Jahr hat man Zeit genug, Leute kennenzulernen, Gedanken, erste Gedanken zu entwickeln. Was ich dann halt mit großer Leidenschaft tue. Ich bezeichne mich immer gerne als »cultural streetworker«. Ich repräsentiere nicht, sondern ich gehe wirklich durch die Stadt. Ich bin unausgesetzt auf der Suche nach Orten, die noch keiner gefunden hat. Und das macht die Arbeit dann spannend. Dann komme ich in Bereiche rein, die auch hier nicht so wirklich vertraut sind, ja, weil das ist- also gerade Israel ist eine sehr dynamische Gesellschaft. Die verändert sich ununterbrochen. Und Sie müssen dauernd unterwegs sein, sonst kriegen Sie es nicht mit. Sonst kriegen Sie es nicht mit. Es kommt ja erschwerend hinzu, dass ich selbst nach drei Jahren diese Sprache nicht spreche und von lesen-«

JA: »Gar nicht, oder?«

IL: »Also ja, ich kann mich auf dem Markt durchschlagen und komme im Alltag durch. Aber, ich kann ja nichts lesen, also respektive, ich muss mich konzentrieren, wenn ich ein Wort entziffern will. Das heißt, Sie kriegen überhaupt keine Informationen passant mit. Das ist, also das ist nur in arabischen Ländern ähnlich. Oder in Ländern, die wirklich ganz andere Schriftsysteme haben. Und ist für mich auch eine neue Erfahrung, dass ich

beim Flanieren nichts en passant wahrnehmen kann, ja. Das heißt, ich muss mir jede Information gezielt holen.«

JA: »Das heißt, Sie müssen andere Zeichen lesen als Schriftzeichen.«

IL: »Ja. In der Tat und ich muss einfach viel reden. Ich muss ein gutes Netzwerk haben von Leuten, die mir Informationen zutragen. Weil ich kriege es einfach nicht mit. Bis ich einen Wochenendveranstaltungskalender gelesen habe, ist das Wochenende vorbei. Das heißt, ich muss einfach wissen, was vorgeht. Und das ist nur über so ein Informationsnetzwerk möglich. Das baut man sich dann langsam auf und dann sucht man sich Vertrauensleute, also Menschen, mit denen man gut auskommt, wo man weiß- [...] wo man merkt, man hat gleiche Ansätze, also man hat Ansätze, über die man reden kann.«³⁵

Die Ähnlichkeit zu ethnografischen Arbeitsweisen lässt sich anhand dieser Erzählung gut verdeutlichen: Mein Gesprächspartner beginnt bereits aus der Ferne, sich dem zukünftigen *Feld* literarisch und über Medienberichte zu *nähern*; er verweist auf *Praxen des Beobachtens und des aktiven Sehens*, gerade zu Beginn der Entsendung; er erzählt von *Wahrnehmungsspaziergängen* zur Erkundung des Stadtraums; er betont die Bedeutung von *lokalen Experten*, die ihn – ähnlich wie die *Schlüsselinformanten* einer Anthropologin – in die örtlichen Diskurse und Szenen einführen; er deutet Strategien an, durch die sich *kulturelle Zeichen und Bedeutungen* auch ohne Sprachkenntnisse entschlüsseln und interpretieren lassen; und er berichtet von *Praxen der (semi-)aktiven und zugleich beobachtenden Teilnahme* an der Realisierung von Programmen des Vorgängers, die ihm eine sukzessive Sozialisation in den neuen lokalen Kontext und seinen kulturellen Referenzrahmen ermöglichen. Die prägnante – und individuell gewählte – Selbstbezeichnung als »cultural streetworker« unterstreicht hier noch einmal die Bedeutung, die mein Gesprächspartner selbst der kontinuierlichen sinnlichen Wahrnehmung und Erfahrung des urbanen Raums als Basis zur allmählichen Erschließung seines neuen Arbeitsumfeldes beimisst. Weitere Analogien bestehen in der längerfristigen körperlichen Präsenz, in der Betonung von Interaktion und Gesprächen mit lokalen Akteuren sowie in einem *routinierten Umgang mit Nicht-Wissen*, um sich einen lokalen Kontext sukzessive zu erschließen.³⁶

35 | Interview vom 10. Dezember 2008.

36 | An die Anschlussfähigkeit dieser Beobachtungen an die Diskussionen zu »para-ethnografischen Praxen« sei an dieser Stelle kurz erinnert, siehe: Douglas R. Holmes & George E. Marcus: *Cultures of Expertise and the Management of Globalization: Toward the Re-functioning of Ethnography*. In: Aihwa Ong & Stephen J. Collier (Hrsg.): *Global Assemblages*, S. 235-252.

Aus diesen Sequenzen möchte ich zwei weiterführende Schlussfolgerungen zur *Subjektposition eines entsandten Institutsleiters* sowie zu den Rahmenbedingungen und Bedeutungen von *Strategien des Verortens* ableiten:

Zunächst lassen sich – im Anschluss an Ulf Hannerz – gerade solche Ähnlichkeiten zwischen den Arbeitspraxen von Anthropologinnen und anderen Akteursgruppen als mögliche Zugänge für eine ethnografische Forschung in translokalen Feldern festhalten. In seiner Studie zu Auslandskorrespondenten entwickelt Hannerz die methodische Vorgehensweise des »studying sideways«, um ein Tätigkeitsfeld zu untersuchen, das gewisse Parallelitäten zu seinem eigenen aufweist:

»Like anthropologists, news media foreign correspondents report from one part of the world to another. We share the condition of being in a transnational contact zone, engaged there in reporting, representing, interpreting – generally managing meaning across distances, although (in part, at least) with different interests, under different constraints.«³⁷

Die Interviewausschnitte zeigen, dass sich auch in den Arbeitsformen, Herangehensweisen und Handlungsräumen von Kulturmittlern und Anthropologen solche Berührungspunkte finden lassen. Letztlich sind die Arbeitsfelder aller drei Akteursgruppen wesentlich von translokalen Wissenspraxen geprägt – anders formuliert: Auslandskorrespondentinnen, entsandte Kulturmittlerinnen und Anthropologinnen sind demnach in einer vergleichbaren Form – wenn auch mit jeweils spezifischen Ausprägungen und anderen Zielsetzungen – mit dem Erwerb, der Verarbeitung und der Mobilisierung von ortsbezogenen Wissensbeständen beschäftigt. Das ethnografische Feld ist in solchen Fällen entsprechend nicht »fremd«, sondern durch eine Vielzahl von Analogien, Bezugspunkten und »Spiegelungen« geprägt. Der Fokus auf solche Berührungspunkte und Ähnlichkeiten – im Sinne eines »studying sideways« – schärft den Blick für unterschiedliche »transnationale Kontaktzonen«, in denen Akteursgruppen parallel oder im Austausch agieren, Wissensbestände und Ortsbezüge zusammenfließen und an denen sich somit Aushandlungen und Verflechtungen als Effekte von Globalisierungsprozessen beobachten lassen. Die Kontexte und Handlungsfelder, in denen sich eine Institutsleiterin zu verorten versucht, können entsprechend auch als solche Kontaktzonen verstanden und zu ähnlich gelagerten Feldern analytisch in Beziehung gesetzt werden.

37 | Ulf Hannerz: *Foreign News. Exploring the World of Foreign Correspondents*. Chicago 2004, S. 3. Hannerz spricht hier auch von einer »Spiegelung« der Anthropologie in den translokalen Arbeits- und Wissenspraxen von Auslandskorrespondenten: »anthropology looks into its own mirror«, ebd., S. 4.

Die zweite Schlussfolgerung knüpft an diese Beobachtungen an und zielt auf die Logiken und Hierarchien, die solche *transnationalen Kontaktzonen* durchziehen. Die Erzählungen meiner Gesprächspartner zu ihren praktischen Vorgehensweisen und Verortungen in einem neuen Arbeitskontext machen eine Subjektposition sichtbar, die spürbar an narrative Traditionen eines westlichen Kosmopolitismus anschließt: Die Betonung der eigenen Neugier, Lernfähigkeit und Offenheit gegenüber »kultureller Differenz«, die Verweise auf das Interesse an der praktischen Begegnung und der produktiven Auseinandersetzung mit den »Anderen«, der Glaube an die Möglichkeit der Verständigung sowie die Muße, einem solchen Prozess Zeit und Raum zu geben, sind solche Motive einer »kosmopolitischen Erzählung«, die klassischerweise in den Berichten von – in der Regel westlichen – »Weltreisenden«, etwa »in Gestalt des Künstlers, des Wissenschaftlers und insbesondere des Ethnologen«³⁸ anzutreffen waren. Regina Römhild und Michael Westrich haben kürzlich daran erinnert, dass wiederum Ulf Hannerz diesen, im Kontext von Kolonialismus und europäischer Dominanz entstandenen Kosmopolitismus als ein »imperiales Modell« beschrieben hat, »das denjenigen offensteht, die in der privilegierten Position sind, die Welt zu erkunden, zu verstehen und sich wissend anzueignen«.³⁹ Der westliche Kosmopolit befindet sich demnach in einer exklusiven epistemologischen Position, von der aus sich das in unterschiedlichen lokalen Kontexten gesammelte Wissen wahrnehmen, kategorisieren und in eine »universale« Perspektive einordnen lässt. Diese Ausformung des Kosmopolitismus setzt demnach zwei, in einem hierarchischen Verhältnis stehende Rollen voraus: die »Anderen«, die »Fremdes an anderen Orten lokal repräsentieren«, sowie »mobile Reisende, die ihr Wissen über Andere in kulturelles Kapital [...] transferieren können«, das sich in anderen Kontexten zum Einsatz bringen lässt.

In den Erzählungen der Institutsleiter zu ihren Verortungen in neuen lokalen Kontexten sind Motive und Selbstverständnis dieser zweiten Rolle deutlich angeklungen. Die hierarchische Konstellation, die diese Subjektposition erst ermöglicht, werde ich in den folgenden Textteilen näher untersuchen. Denn das translokal mobile Subjekt, das sich Wissen aus einer privilegierten Position

38 | Regina Römhild & Michael Westrich: Kosmopolitismus an der Grenze. Der Mittelmeerraum als Laboratorium für transversalen Gemeinsinn. In: Kathrin Audehm & Iris Clemens (Hrsg.): *GemeinSinn (= Zeitschrift für Kulturwissenschaften 2/2013)*, S. 85–98, S. 92. Siehe auch: Ulf Hannerz: *Cosmopolitans and Locals in World Culture*. In: Mike Featherstone (Hrsg.): *Global Culture. Nationalism, Globalization and Modernity*. London 1990, S. 237–251.

39 | Regina Römhild & Michael Westrich: *Kosmopolitismus an der Grenze*, S. 92; auch das folgende Zitat.

aneignet, erfordert auch hier »Andere«, die in ihrem Aktionsradius weitgehend auf den lokalen Raum beschränkt bleiben.

Asymmetrische Kooperationen: Begründungsfiguren für institutionelle Hierarchien

Die »Anderen« sind im internen Arbeitskontext eines Goethe-Institutes zunächst die »Ortskräfte« – also die lokalen Mitarbeiter, die im Vergleich zu dem rotierenden Leitungspersonal im Hinblick auf Status, Bezahlung, Entscheidungsbefugnisse und Aufstiegschancen substanziell schlechter gestellt sind. Die Institutsleiter verwiesen in meinen Interviews durchgängig auf die Unverzichtbarkeit dieser Ortskräfte, um die eigenen Defizite an ortsspezifischen Kenntnissen und Kontakten auszugleichen – anders formuliert: die translokale Mobilität der deutschen Kulturmittler baut auf asymmetrischen Kooperationen mit institutionell verorteten »lokalen Anderen« auf. Gerade aufgrund der Prominenz der Metapher vom *Dialog auf Augenhöhe* in den offiziellen Legitimierungen Auswärtiger Kulturpolitik erstaunte mich, dass diese grundlegenden internen Hierarchien von meinen Gesprächspartnern kaum problematisiert wurden. Das mobile, örtlich flexible *deutsche Leitungspersonal* einerseits und die ihnen nachgeordneten *Ortskräfte* stellen zwei weitgehend naturalisierte Subjektpositionen dar, die nicht nur in den Aussagen der Institutsleiter, sondern gerade auch im Arbeitsalltag immer wieder aufs Neue Bestätigung erfahren.

Während meiner Feldforschung interessierte mich, wie die Institutsleiter ihre herausgehobene Position und die damit verbundenen internen Asymmetrien – gerade vor dem Hintergrund ihres Nicht-Wissens zu Beginn eines Einsatzes – wahrnehmen und erklären. Aus meinen Interviews lassen sich zwei zentrale Argumentationslinien herausarbeiten, welche eine Notwendigkeit der Rotation betonen und in der Konsequenz die damit verbundene hierarchische Konstellation normalisieren: Zum einen zeigt sich eine Tendenz zur Verfremdung der Einsatzorte und zur Betonung von »Distanz« oder »Differenz« als unverzichtbarem Ausgangspunkt für die eigene Arbeit. Zum anderen verweisen meine Gesprächspartner auf spezifische Kenntnisse, Erfahrungen, Ortsbezüge und Perspektiven, die sich gerade aus ihrer translokalen Mobilität ergeben – kurz: Wissensbestände und Erfahrungshorizonte, die sie deutlich von ihren lokalen Mitarbeitern unterscheiden. Beide Argumentationslinien führen zu einer – in der Konsequenz kaum überwindbaren – hierarchischen Abgrenzung zwischen den Subjektpositionen »entsandtes Leitungspersonal« und »Ortskraft«. Diese Zusammenhänge möchte ich nun anhand von drei Interviewsequenzen erläutern.

(i) »Immer ein Dialogpartner bleiben«

Der Sinn der Rotationen ergibt sich aus Perspektive meiner Gesprächspartner primär aus den inhaltlichen Impulsen, die von einem solchen Wechsel ausgehen. Die Ankunft einer neuen Direktorin ist im Verständnis der Institutsleiterin in Sarajevo ein Moment, »an dem die Sachen, die bisher gelaufen sind, auf den Prüfstand kommen«. In der Programmarbeit kämen »neue Saiten zum Klingen«; eine »eigene Handschrift« müsse erkennbar werden, um das aufwendige Verfahren der Rotation legitimieren zu können: »Das kostet extrem viel Geld, das muss also in irgendeiner Form neue Impulse geben.«

An solchen Erklärungen zeigt sich zugleich die Routiniertheit, mit der das entsandte Leitungspersonal eine herausgehobene und bestimmende Position in dem neuen Arbeitskontext beansprucht und einnimmt. So formuliert der Institutsleiter aus Tel Aviv:

»Es tut der Arbeit auch gut, wenn es regelmäßige Paradigmenwechsel an den Instituten gibt. Denn die Richtung des Instituts ist deutlich geprägt durch den Institutsleiter bei uns. Wir haben alle unsere eigenen Vorstellungen von der Welt. Wir haben den Rahmen unserer allgemeinen Strategie, unserer Grundsatzpapiere, aber den füllen wir ganz selbständig aus.«⁴⁰

Die Unterstützung durch die nachgeordneten Ortskräfte und somit asymmetrische Kooperationen bilden hierbei eine fraglose Voraussetzung, um diese bestimmende Position einnehmen zu können. Aus der Perspektive meines Gesprächspartners in Tel Aviv führt ein längerer Aufenthalt an einem Einsatzort zwar zu einer durchaus positiven wachsenden Vertrautheit mit dem lokalen Kontext, bringt aber zugleich ein grundlegendes Problem mit sich:

»Das ist hier etwas, vor dem wir uns hüten müssen: Zu viel Empathie – also Sympathie schon – aber zu viel Empathie mit dem Gastland zu entwickeln. Das ist ja auch der Grund, weshalb wir durch die Welt reisen; dass wir uns nicht zu stark akkulturieren, sondern immer ein Dialogpartner bleiben. Also unsere Position nicht der des Gastlandes angleichen. Sie merken das sehr deutlich, wenn Sie ein paar Jahre irgendwo sind, wie stark Sie akkulturieren. Und wie Sie – vielleicht Ihre eigene Position nicht vergessen – aber doch viel mehr Verständnis haben und die Diskurse nicht mehr so spannend und spitz und scharf werden, wie sie mal am Anfang gewesen sind.«

In dieser Deutung stehen also eine zu starke »Empathie« oder Identifikation mit dem Einsatzort der Anforderung, als entsandter Institutsleiter »Dialogpartner zu bleiben«, entgegen. Distanz erscheint hier als eine Voraussetzung, um überhaupt in Dialog treten zu können: »Die wachsende Vertrautheit darf

40 | Interview vom 10. Dezember 2008; auch die folgenden beiden Zitate.

nicht zur Aufgabe seiner eigenen Position führen. Denn wir sind in einer Dialogfunktion hier und ein Dialog funktioniert nur, wenn es klar definierte Positionen gibt, ja. Und nicht, wenn einer immer abnickt.«

Hier ist zunächst die spezifische Bezugnahme auf *Dialog* und somit auf einen kulturpolitischen Schlüsselbegriff bemerkenswert. Denn die Subjektposition eines entsandten Institutsleiters wird in diesen Stellungnahmen mit einem Verständnis von *Dialog* verbunden, das eine gewisse kulturelle oder auch soziale »Fremdheit« als notwendigen Ausgangspunkt betrachtet, um in einen produktiven Austausch treten zu können. Die Vertrautheit mit einem Ort oder spezifische ortsbezogene Kompetenzen werden hier weniger als eine unverzichtbare Ressource für eine inhaltlich fundierte Kooperation betrachtet, sondern eher als ein Hindernis für einen »Dialog«, der »klar definierte Positionen« braucht. Von Relevanz sind dabei die Effekte einer solchen Argumentationslinie: Einerseits wird in solchen Aussagen das klassische Bild von abgrenzbaren kulturellen Einheiten, die es in einen Austausch zu bringen gilt, aufgerufen und – etwa statt der Vorstellung von historisch gewachsenen Verflechtungen und alltäglichen Verknüpfungen zwischen verschiedenen Orten und Kulturschaffenden als einem Regelfall zeitgenössischer kultureller Produktion – als Ausgangspunkt der kulturpolitischen Vermittlungsarbeit normalisiert. Andererseits lässt sich durch genau dieses Verständnis von *Dialog* begründen, warum die Position einer Institutsleiterin durch eine aus Deutschland entsandte Person besetzt werden muss – anders formuliert: die translokale Rotation und die Entsendungen von Deutschen sind in diesem Verständnis also Voraussetzungen, um eine grundlegende Zielsetzung Auswärtiger Kulturpolitik umsetzen zu können. In diese Richtung argumentiert auch meine Gesprächspartnerin in Sarajevo: Lokalen Mitarbeitern fehle die notwendige Distanz und Unabhängigkeit, um eine »objektive Programmarbeit« zu realisieren. Zusammengefasst zeigt sich, dass eine spezifische Übersetzung der Metapher vom *Dialog* nicht nur einen Beitrag zur Konstituierung der Subjektposition eines Institutsleiters und somit zur *Verortung* der Entsandten in ihren neuen lokalen Kontexten darstellt, sondern zugleich in der Arbeitspraxis zur Legitimierung von internen Asymmetrien zwischen translokal mobilen Deutschen und den »lokalen Anderen« herangezogen werden kann.

(ii) »Ich-Gesellschaft« versus »Wir-Gesellschaft«

Die zweite Sequenz verdeutlicht die privilegierte Position der Entsandten, translokal gesammeltes Wissen aus einer distanzierten Perspektive hierarchisierend zu ordnen und lokale Arbeitskontexte hierdurch zugleich zu »verfremden«. Auf die Frage, ob nach einer Rotation die Vertrautheit mit dem bekannten institutionellen Kontext oder die Wahrnehmung der neuen, unbekannten Rahmenbedingungen überwiegt, erklärt mir die Institutsleiterin in Sarajevo:

IL: »Das ist mein viertes Auslandsinstitut – und das war Syrien, Ghana, Pakistan und jetzt Bosnien-Herzegowina – und ich kann immer noch sagen, dass die Unterschiede von jedem einzelnen Land zu Deutschland größer waren als die Unterschiede untereinander. Das hört sich komisch an. Ich möchte das vielleicht an drei Beispielen klar machen: In Deutschland gibt es einen grundsätzlich anderen Familienbegriff als in all diesen vier Ländern. Also Deutschland würde ich – man sagt immer, es ist eine ›Ich-Gesellschaft‹ und die anderen Gesellschaften sind ›Wir-Gesellschaften‹. Da tritt das Individuum meistens in einen familiären Zusammenhang. Der kann größer oder kleiner sein, und es ist auch kulturell anders definiert, aber das Individuum tritt in einem ›Wir‹, was meistens einen verwandtschaftlichen Rahmen hat, zurück und richtet danach auch sein Agieren aus. Und in Deutschland würde das ›Ich‹ meistens Vorrang haben. Dann der Umgang mit Zeit ist auch etwas, worin sich Deutschland gravierend von allen Ländern unterscheidet.«

JA: »In welchem Sinne?«

IL: »In Deutschland hat eine Stunde 60 Minuten und in all den Ländern, wo ich bisher war, kann das eben weniger und mehr sein. Je nachdem wie es gerade passt. Das kann vielleicht in Ghana einen größeren Rahmen haben, als es in Bosnien-Herzegowina ist, aber das insgesamt Zeit nicht so nach dem Takt geht, das trifft auch auf Bosnien-Herzegowina zu. Also wann fängt man mit einer Veranstaltung an: Es ist schon europäischer als die anderen drei Länder. Und das andere ist die Rolle, die Religion spielt. Das ist das dritte Feld. In allen Ländern, wo ich bisher war, ist Religion im Leben und Alltag prägend und etwas, was öffentlich gemacht wird. In Deutschland würde ich nie jemanden fragen: ›Welcher Religion gehören Sie an?‹ Hier ist man – das ist ein Land, wo das noch zuletzt ein Argument war, ob ich meinen Nachbarn bekriege oder nicht. Oft wird das auch instrumentalisiert, aber es spielt eine Rolle. Dieses Land ist religiös sehr gespalten, aber auch in den anderen Ländern ist Religion etwas, was den Tag bestimmt: Wann man betet, mit wem man wo betet, Geburt, Hochzeit, Sterben sind öffentliche Veranstaltungen und in allen Gesellschaften kann man sich kaum vorstellen, dass man nicht glaubt. Ob das jetzt christlicher Glaube ist oder muslimischer Glaube ist dann schon wieder weniger wichtig.«⁴¹

In dieser Sequenz erläutert meine Gesprächspartnerin also auf Basis ihrer langjährigen Berufserfahrung ihren Eindruck einer grundlegenden kulturellen oder zivilisatorischen Differenz zwischen Deutschland einerseits und allen ihren bisherigen Einsatzorten andererseits. Die Einsatzorte werden als substanziell »anders« dargestellt und hierdurch trennscharf von »Deutschland« und dem dort verorteten »kulturellen Wir« abgegrenzt. Verflechtungen zwischen den unterschiedlichen geografischen Räumen geraten in dieser Argumentationslogik ebenso in den Hintergrund wie sozialer Wandel, politische Transformationen oder ökonomische Entwicklungen, die auch Grundbegriffe

41 | Interview vom 23. Juli 2009.

wie »Familie«, »Zeit« oder »Religion« in einem jeweiligen staatlichen und gesellschaftlichen Kontext erfassen und somit – ob nun in Deutschland, Ghana, Syrien oder Bosnien-Herzegowina – zu dynamischen und umstrittenen Kategorien machen. Anfangszeiten einer Veranstaltung oder Bezugnahmen auf »Religion« werden hier weniger aus konkreten Kontexten und Problemlagen heraus gedeutet, sondern als Ausdruck von grundlegenden Unterschieden zwischen kulturellen oder gesellschaftlichen Einheiten wahrgenommen. In solchen Aussagen zeigt sich entsprechend das Wirken einer *dichotomischen Logik* im Umgang mit »Kultur«, die im Rahmen dieser Arbeit bereits als ein Grundprinzip des offiziellen Narrativs Auswärtiger Kulturpolitik herausgearbeitet worden ist. Sichtbar wird zugleich die Nähe dieses Wahrnehmungs- und Ordnungsmusters zu Blickregimen, die im Kontext des europäischen Kolonialismus entstanden sind, eine zivilisatorische Teilung in den »Westen« und den »Rest« vornahmen⁴² und als Konsequenz in (post-)kolonialen Gesellschaften unterschiedliche Formen der Rückständigkeit, der substanziellen kulturellen Differenz sowie der geringeren Autonomie und Entwicklungsfähigkeit von Individuen zu erkennen meinten. Der Verweis auf eine engere Einbindung des Einzelnen in Familienverbände und ein – in dieser Sequenz – eher unaufgeklärt wirkendes Verhältnis zu Religion sind dabei ebenso typische und etablierte Motive wie die Vorstellung einer anderen Zeitlichkeit in den Ländern des globalen Südens. Eine asymmetrische Weltordnung – so mein Argument – hat also nicht nur Eingang in den klassischen westlichen Kosmopolitismus gefunden, sondern lässt sich gleichfalls in der Subjektposition von deutschen entsandten Kulturmittlern nachzeichnen.

Nun geht es mir nicht darum, solche Aussagen einfach als falsch, überholt oder unreflektiert darzustellen. Auch ist es nicht meine Intention, die Wahrnehmungen einer spezifischen Person zu kritisieren, nicht zuletzt da mir ähnliche Aussagen im Rahmen meiner Feldforschungen in Goethe-Instituten mehrfach begegnet und fraglos auch in anderen deutschen Institutionen anzutreffen sind. Die Möglichkeiten, eine solche Position der unbeteiligten Kritik zu beziehen, erscheinen mir auch deshalb begrenzt, da der Blick in transnationale Kontaktzonen hier wiederum Analogien zwischen kulturpolitischen und anthropologischen Wissenspraxen zutage treten lässt. Denn schließlich werden in dieser Sequenz Argumentationsfiguren sichtbar, die zu den traditionellen Wissensbeständen der Ethnologie gehören. Auch wenn Anthropologinnen schon seit einiger Zeit solche Vorstellungen – etwa von der engen Bindung zwischen Kultur, Territorium und Gruppe oder von einem dichotomischen Unterschied zwischen Tradition und Moderne – vielstimmig reflektieren und sich um die Erarbeitung neuer konzeptioneller Zugänge bemühen, so gilt

42 | Stuart Hall: Der Westen und der Rest. Diskurs und Macht. In: Ders.: Rassismus und kulturelle Identität, S. 137-179.

es dennoch anzuerkennen, dass meine Gesprächspartnerin hier Wahrnehmungsmuster anlegt, an deren Etablierung die anthropologischen Disziplinen als Co-Produzenten kolonialer Epistemologien maßgeblich beteiligt waren.⁴³ Entsprechend interessiert mich an dieser Stelle vielmehr die Frage, welche Rückschlüsse sich aus solchen Sprechweisen auf die kulturellen Logiken und Hierarchien, die translokale Praxis- und Übersetzungsfelder Auswärtiger Kulturpolitik prägen, ziehen lassen.

Hierzu ist zunächst die Reflexion der Interviewsituation von Relevanz: Schließlich gaben meine Fragen den Anlass dazu, dass die Institutsleiterin die Vielfalt ihrer Beobachtungen, Erfahrungen und Gespräche an unterschiedlichen Orten in die Form einer Antwort brachte und hierdurch kategorisierte. Eine solche Aufforderung zur Ordnung des translokal erworbenen Wissens und somit zur Erklärung des eigenen Tuns gegenüber Besuchern von außen erscheint mir als nicht untypisch für den Arbeitsalltag von entsandten Kulturmittlern. Denn sie operieren an Schnittstellen unterschiedlicher Handlungs- und Diskursfelder und sehen sich mit den interessierten Fragen von Mitarbeiterinnen des Auswärtigen Amtes, Bundestagsabgeordneten, Journalisten, eingeladenen Künstlerinnen oder eben Anthropologen konfrontiert. An diesen Schnittstellen entstehen *Strategien des Verknüpfens*, die ich im Abschnitt III.5 genauer untersuchen werde. Hier möchte ich festhalten, dass solche Verweise auf Differenz, das Denken in einer dichotomischen Logik, die zwischen einem »kulturellen Wir« und den »Anderen« unterscheidet, offenbar plausible Argumentationsfiguren darstellen, um Wissensbestände zwischen den unterschiedlichen Kontexten, die in einer transnationalen Kontaktzone zusammenkommen, zu vermitteln. Hier wird einerseits nochmals die privilegierte Subjektposition eines entsandten Kulturmitteilers sichtbar, die eine solche Ordnung, Hierarchisierung und Bewertung von lokalen Erfahrungen und Wissensbeständen aus einer vergleichenden Perspektive ermöglicht. Andererseits zeigt sich, dass die *Strategien des Verortens* der mobilen Institutsleiter nicht nur auf improvisierenden Vorgehensweisen einer schrittweisen Erarbeitung eines neuen lokalen Kontextes beruhen, sondern zugleich solche Formen der Distanzierung von einem aktuellen Einsatzort beinhalten.

(iii) »In einem anderen Orbit«

Die internen Asymmetrien zwischen Entsandten und Ortskräften lassen sich nicht nur durch die Betonung von »kultureller Differenz« oder der Notwendigkeit von »Distanz« als Voraussetzung für *Dialog* begründen. Regelmäßig verweisen meine Gesprächspartnerinnen auf die spezifischen Erfahrungen, Kompetenzen und Perspektiven, die sie im Rahmen ihrer professionellen Mo-

43 | Johannes Fabian: *Time and the Other: How Anthropology Makes Its Object*. New York 1983.

bilität entwickeln. Translokales Wissen und translokale Bezugssysteme – beides im Rahmen der Rotation erworben – zeigen sich hier als ein kulturelles Kapital, über welches die Entsandten im Unterschied zu den Ortskräften verfügen. Die Institutsleiterin in Sarajevo entwirft wiederum ein einprägsames Bild, um diese Differenz zu illustrieren:

»Also Entsandter oder nicht Entsandter ist keine Frage des PASSES, sondern ist eine Frage, in was für einem Orbit ich mich bewege und eine ›Ortskraft‹ – das sagt das Wort schon – ist sozusagen an dem Ort verortet und ist unendlich wichtig, weil, wenn ich ankomme, ich auf diese Kenntnis angewiesen bin. Auf der anderen Seite ist es aber auch sehr wichtig, dass man über diesen Tellerrand hinwegsehen kann und die Arbeit, die wir tun in einem regionalen und in einem globalen Zusammenhang sehen kann und auch verbunden mit dem Auftraggeber, der auch unser Zuwendungsgeber ist. Und aus diesem Spannungsfeld erwächst Produktivität.«⁴⁴

»Entsantde« und »Ortskräfte« beschreiben also trotz eines gemeinsamen Arbeitsalltags gewissermaßen distinkte Flugbahnen. Sie agieren einerseits in unterschiedlichen räumlichen Bezugssystemen und nehmen hier andererseits Positionen ein, von denen aus sich deutlich andere Sichtfelder öffnen. Das rotierende Leitungspersonal verfügt im Hinblick auf ihren jeweiligen Einsatzort – so lässt sich das Bild vom »Orbit« interpretieren – zugleich über einen »Blick von oben«, durch den das konkrete Tun im lokalen Feld in einen breiteren geografischen und kulturpolitischen Kontext gerückt werden kann, über einen »Blick von außen«, der Routinen vor Ort in Frage stellt und neue Ideen einbringt sowie über einen »Blick aus der Bewegung«, der neue translokale Verknüpfungen ermöglicht und hierdurch das räumliche Bezugssystem eines Goethe-Instituts dynamisiert. Einen »Blick von innen«, der für die kulturpolitische Übersetzungsarbeit gleichfalls unverzichtbar ist, steuern demnach die Ortskräfte bei. Die internen Asymmetrien erfahren auch durch dieses Bild eine Normalisierung: Die andere Verortung in den Praxis- und Übersetzungsfeldern Auswärtiger Kulturpolitik, die anderen Perspektiven, Netzwerke und Aktionsradien plausibilisieren hier die Grenzziehung und Statusunterschiede zwischen beiden Berufsgruppen.

Der »andere Orbit« steht aber nicht nur für die potenziell globale Mobilität, sondern verweist zugleich auf das professionelle Netzwerk der Entsandten und somit auf den kontinuierlichen Rahmen ihrer Arbeit. Die wiederum translokale – und zugleich in Deutschland zentrierte – Struktur des Goethe-Instituts bietet der Institutsleiterin Hilfsmittel, die sie zur Annäherung an ein neues lokales Handlungsfeld nutzt: Zunächst die durch das entsandte Lei-

44 | Interview vom 23. Juli 2009.

tungspersonal in einer Region kollegial erarbeitete »Regionalstrategie«⁴⁵, die meiner Gesprächspartnerin die Identifizierung bestimmter »Aktionsfelder« und »Themen« in Sarajevo erleichterte. Sie betont aber auch die regelmäßigen, formalisierten Treffen und informellen Begegnungen mit den anderen Institutsleitern, durch die sie – gerade zu Beginn einer Entsendung – direkt und im persönlichen Austausch mit den institutionellen Netzwerken, Diskursen, Arbeitsschwerpunkten und Problemfeldern in der *Region Südosteuropa* vertraut gemacht wurde. Diese Einbindung der Entsandten in einen distinkten sozialen Rahmen hat für die *Verortung* in einem neuen lokalen Arbeitskontext zumindest drei Konsequenzen:

Zunächst bedeutet dies, dass die entsandten Kulturmittler mit einem Status ausgestattet werden, der nicht primär vor Ort verdient werden muss, sondern sich gewissermaßen aus der institutionellen Bindung in den lokalen Arbeitskontext übertragen lässt. Zweitens ist davon auszugehen, dass die Zielsetzungen und institutionellen Interessen des Goethe-Instituts – und somit im Prinzip auch die Rationalitäten Auswärtiger Kulturpolitik – immer schon als eine relevante Orientierungsgröße in den Praktiken, Herangehensweisen und Präsenzen des deutschen Leitungspersonals inkorporiert sind. Und drittens kommt dieses in einen direkten Kontakt zu einem generalisierbaren Wissen, das sich von den »nur« lokalen Perspektiven der Ortskräfte abgrenzen lässt. Dies zeigt sich in der Aussage einer weiteren Entsandten in Sarajevo, die ich frage, ob sie in ihrer institutionellen Ausbildung mit spezifischen Kompetenzen zur Arbeit in (Post-)Konfliktkonstellationen ausgestattet worden sei – eine Frage, die sie mit dem Hinweis auf ihr Selbstverständnis als »Generalistin« verneint:

»Denn das Goethe-Institut ist ja [...] selbstverständlich kein Akteur, der nur dort agiert wo es Konfliktsituationen gibt oder der in Postkonfliktländern eingesetzt wird, um auch durch Kulturarbeit Konflikte zu moderieren oder einen Demokratisierungsprozess zu konsolidieren, sondern das Goethe-Institut arbeitet weltweit und wir werden für eine Arbeit am Goethe-Institut weltweit ausgebildet und wir werden ausgebildet dazu, die Ziele des Goethe-Instituts umzusetzen in jedem Land und in jedem Arbeitszusammenhang des Goethe-Institutes und ich denke, dass nur durch eine solche Professionalisierung und auch Generalisierung in der Ausbildung die hohe Qualität der Arbeit an den Goethe-Instituten vor Ort gewährleistet werden kann.«⁴⁶

Im Rahmen meiner Forschung konnte ich mehrfach beobachten, wie Entsandte ihren lokalen Mitarbeitern einen entsprechenden Weitblick und die Fähigkeit, ihr alltägliches Tun in die breitere Programmatik des Goethe-Instituts

45 | Siehe zur Funktion der »Regionalstrategien« des Goethe-Instituts Kapitel II.6.

46 | Interview vom 25. Juli 2009.

oder der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik insgesamt einzuordnen, abzusprechen. Die Frage, »in was für einem Orbit ich mich bewege«, führt somit auch zu einer institutionalisierten Hierarchisierung von Wissensbeständen, die eine der Grundlagen für die internen Asymmetrien darstellt. Wenn es um die Umsetzung der Ziele des Goethe-Institutes und der übergeordneten Intentionen Auswärtiger Kulturpolitik geht, werden ortsspezifische Kompetenzen und lokales Wissen im Vergleich zu dem generalisierbaren, institutionell vermittelten und translokal gesammelten Wissen der Entsandten offensichtlich als deutlich nachgeordnet eingeschätzt. Auf Basis dieser Beobachtungen drängt sich die Frage auf, ob eine kulturpolitische Praxis, die tatsächlich darauf ausgerichtet wäre, die Zielvorstellung *Konfliktprävention* an den Einsatzorten ins Zentrum zu rücken, nicht zu einer grundlegenden Infragestellung genau dieser Hierarchisierungen und einer substanziellen Aufwertung lokaler Wissensbestände führen müsste – anders formuliert: liegen die Grenzen einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* nicht vielleicht gerade in diesen *Wissenshierarchien*, in denen sich die Rangordnungen zwischen Entsandten und Ortskräften widerspiegeln, begründet? Und lassen sich Konfliktkonstellationen, die gerade auch durch die Asymmetrien einer (post-)kolonialen Weltordnung hervorgerufen werden, glaubwürdig mittels institutionalisierter Hierarchien bearbeiten, in denen sich offensichtlich genau diese Ungleichheiten niedergeschlagen haben?

Kontrapunkte: Rotationen und ihre Effekte aus Perspektive eines lokalen Mitarbeiters

Keine Hierarchie lässt sich als ein eindimensionales System von Dominanz und Unterordnung verstehen. Auch über Jahrzehnte gewachsene und fest etablierte asymmetrische Ordnungen sind relationale Gefüge, die Spielräume für Aushandlungen, Kritik und Veränderungen eröffnen. Dieser Aspekt klingt etwa an, wenn die Institutsleiterin in Sarajevo von einem »Tauschhandel« zwischen deutschem Leitungspersonal und lokalen Mitarbeitern spricht, der durch die Entsendungen hervorgerufen wird: »Also, ich bekomme im Prinzip eine Einführung in die Landeskunde und Kultur des jeweiligen Landes und bringe aber genau dieses Wissen mit, womit ich dann, sagen wir mal, das Institut an bestimmte Entwicklungen anschließe, dem Institut neue Impulse gebe oder interne Veränderungen anstoßen kann.«⁴⁷

Später bringt sie die Machtpotenziale, die sich aus dem relationalen Charakter eines solchen »Tauschhandels« für die lokalen Mitarbeiter ergeben, explizit zum Ausdruck: »Aber wenn ich mit meinen Mitarbeitern nicht pfleglich umgehe- die können mich hier brutal an die Wand fahren lassen und sagen:

47 | Interview vom 23. Juli 2009; auch das folgende Zitat.

›Lass die mal wurschteln.« Also indem sie etwa keine Informationen weitergeben [...] Also es ist sehr, sehr wichtig, dass die Mitarbeiter bereit sind, einen an die Hand zu nehmen.«

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie lokale Mitarbeiterinnen diese institutionalisierten Relationen sowie die damit verbundenen Hierarchisierungen von Personen und ihren Wissensbeständen erleben. Welche Erfahrungen machen sie mit den Rotationen des Leitungspersonals und den damit verbundenen *Praxen des Verortens*? Und welche Handlungsspielräume ergeben sich für sie trotz dieser asymmetrischen Ordnungen?

Zum Abschluss möchte ich solche Fragestellungen anhand der Positionen eines lokalen Mitarbeiters in der Programmabteilung in Sarajevo diskutieren. Mein Gesprächspartner stand zum Zeitpunkt des Interviews im Begriff, das Goethe-Institut zu verlassen, da es ihm als Ortskraft keine befriedigende Entwicklungs- und Aufstiegsperspektive anbot. Seine Kritik an institutionellen Arbeitsformen sowie die Betonung von Problemfeldern in den internen Kooperationen fielen vor diesem Hintergrund sicherlich etwas dezidiierter aus. Daher ist mir die Vorbemerkung wichtig, dass es mir hier nicht darum geht, die Zusammenarbeit zwischen den Mitarbeitern in einem spezifischen Institut als besonders schwierig darzustellen. Gleichfalls ist es nicht meine Intention, den Eindruck zu vermitteln, die Relationen zwischen Entsandten und Ortskräften seien primär problemdurchzogen oder immer ähnlich gelagert. Während meiner Feldforschungen konnte ich ganz im Gegenteil von Seiten der lokalen Mitarbeiter die unterschiedlichsten Umgangsformen mit internen Hierarchien beobachten: offener Widerspruch oder stille Verschleppung als Reaktionen auf Arbeitsanweisungen der Institutsleiter; Infragestellungen der Kompetenzen der Entsandten im Kreise der lokalen Mitarbeiterinnen; interne Aushandlungen, etwa um Arbeitsabläufe kooperativ abzustimmen oder Machtkonstellationen ein Stück weit zu verschieben; den Ausdruck einer offensichtlichen Zufriedenheit mit der eigenen Position, die trotz aller Asymmetrien dennoch als interessant und in Anbetracht des lokalen Arbeitsmarktes als vergleichsweise gesichert erlebt wurde; oder die Einnahme einer pragmatischen Haltung, aus der die Arbeit im Goethe-Institut einfach als ein Job – nicht mehr und nicht weniger – erschien. Ich privilegiere in den folgenden Passagen also die kritischen Positionen eines Mitarbeiters, die ich aber ebenso wie die Haltungen der Institutsleiter als *sozial situiert* betrachte – anders ausgedrückt: keine der Aussagen ist a priori mit einer größeren Legitimität oder einem höheren Wahrheitsgehalt ausgestattet als die anderen; jede dieser Stellungnahmen reflektiert die Position einer Sprecherin innerhalb des Arbeitskontextes sowie die Relationen, die sich zwischen den institutionell erschaffenen Subjektpositionen entfalten. Gerade durch die Kombination unterschiedlicher Perspektiven sollten sich die *Reibungsflächen* verdeutlichen lassen, die durch die Entsendungen und das Aufeinandertreffen verschiedener Personengruppen und Wissensbestän-

de entstehen. Diese Reibungen ermöglichen wiederum eine vertiefende analytische Perspektive auf die kulturellen Logiken und Machtrelationen, welche Goethe-Institute – und somit die Innenräume translokaler Praxis- und Übersetzungsfelder Auswärtiger Kulturpolitik – auch über eine jeweilige Situation hinaus prägen.

Klingen die Berichte der Institutsleiter zumeist wie kosmopolitische Narrative von der schrittweisen Entdeckung und produktiven Erarbeitung neuer kultureller Kontexte, so werden in den Aussagen des lokalen Mitarbeiters aus Sarajevo eher die problematischen Effekte dieser Entsendepraxis für ein Institut, die Ortskräfte und die lokalen Kooperationspartner greifbar. Der institutionell in Kauf genommene Mangel an lokalem Wissen und Bezügen des Leitungspersonals stellt hierbei einen zentralen Ansatzpunkt zur Kritik dar:

»Ein Problem ist die Frage, wie das Goethe-Institut strukturiert ist. Also dass es nicht unbedingt das richtige Personal – meiner Ansicht nach – für solche Stellen hat; dass dieses Rotationssystem auch viele negative Sachen mit sich bringt und keine wirklichen Vorbereitungen bei den Mitarbeitern stattfinden, wie etwa bei den politischen Stiftungen teilweise. [...] Also die Leute werden einfach wie Diplomaten durch die Welt geschickt und das setzt einfach Grenzen für die ersten zwei Jahre der Arbeit, meiner Ansicht nach. Dann kann man zwei Jahre lang inhaltlich vielleicht arbeiten, wenn das Interesse sehr groß ist, und nach zwei Jahren ist ja dann auch schon wieder Schluss. Also dann kommt der Nächste, der auch wieder – bis er auf dem Niveau ist – bestimmt eineinhalb Jahre hier arbeiten muss.«⁴⁸

Die relative Unkenntnis eines Entsandten von den lokalen Gegebenheiten wird hier also als ein relevantes Hemmnis dargestellt, das gerade ein ernsthaftes inhaltliches Arbeiten erschwert. Die Ankunft eines neuen Leiters liest sich hier weniger als ein Moment neuer Perspektiven und produktiver Impulse, sondern als eine relevante Begrenzung der Potenziale einer Programmabteilung – eine Begrenzung, die erst nach anderthalb oder zwei Jahren der Einarbeitung ausgeglichen werden kann. Bemerkenswert ist, dass mein Gesprächspartner von konkreten Personen abstrahiert und stattdessen institutionelle Faktoren anführt: einerseits die mangelnde Eignung des entsandten Leitungspersonals für einen jeweiligen Einsatzort; andererseits die – im Vergleich zu anderen Organisationen – schlechte inhaltliche Vorbereitung der Entsandten.

Die gewissermaßen systemisch hervorgerufene Kombination von hierarchischer Überordnung und Defiziten an lokalem Wissen produziert aus der Perspektive meines Gesprächspartners eine Reihe von Reibungsflächen. Im Hinblick auf die alltägliche Zusammenarbeit zwischen Entsandten und Orts-

48 | Interview vom 27. Juli 2009; auch alle folgenden Zitate in diesem Abschnitt.

kräften betont er etwa die brüchige Autorität einer Führungsperson, der es an ortsbezogenen Wissensbeständen, Erfahrungen und Kontakten fehlt:

»Also, es ist auch problematisch, mit einem Leiter zu arbeiten, der weniger Kenntnisse hat als man selbst – also auf jeden Fall eine Zeit lang. Es ist dann auch schwer, gegenüber solchen Personen Autorität zu akzeptieren, wenn deren Einschätzung – hängt vom Leiter ab – teilweise falsch ist, einfach. Also wenn seine Einschätzungen nicht dem entsprechen, wie die Realität ist.«

Diese Erfahrungs- und Wissensdefizite eines neuen Leiters können gleichfalls dazu führen, dass sich ein lokaler Mitarbeiter dazu gezwungen sieht, seine institutionell vorgesehene – und honorierte – Position zu überschreiten: »Es ist so ein Verantwortungszwang. Du musst Verantwortung übernehmen, obwohl du das vielleicht gar nicht – von deiner Position her, wie sie rein rechtlich definiert ist – machen solltest.«

Vor diesem Hintergrund mag es für einen lokalen Mitarbeiter besonders problematisch erscheinen, wenn sich eine neue Institutsleitung nicht in existente Arbeitsabläufe oder Programmentscheidungen einfügt, sondern ihr Potenzial zur Dominanz realisiert – etwa wenn alltägliche Arbeitsformen nicht im Team vereinbart, sondern autoritär vorgegeben werden. So berichtet mein Gesprächspartner von einer Erfahrung in der Büroorganisation:

»Wir hatten ein, meiner Ansicht nach, ein gutes Ablagesystem bei uns im Schränkchen mit Ordnern. [...] Obwohl das auch schon letztes Jahr, bevor sie kam, für 2009 vorbereitet war mit neuen Ordnern, [...] wollte die neue Institutsleitung nicht mit diesem System arbeiten und hat gemeint: ›Nee, wir arbeiten jetzt mit meinem System, mit meinen Ablagen.‹ [...] Das fand ich schon problematisch einfach, dass es wirklich in die Details reingeht. Also dass einfach ganze Arbeitsweisen total geändert werden, also nicht irgendwie adaptiert werden, sondern geändert werden.«

Gleichfalls kann die Intention der Institutsleiter, an einem neuen Einsatzort in der Programmarbeit einen »Paradigmenwechsel« herbeizuführen, bisherige Kooperationen »auf den Prüfstand zu stellen« oder »neue Saiten zum Klingen zu bringen« aus der Perspektive eines lokalen Mitarbeiters als Geringschätzung der eigenen Erfahrungsbestände erlebt werden. So berichtet mein Gesprächspartner von dem Wunsch der neuen Institutsleitung, mit einem großen Kulturfestival zusammenzuarbeiten, obwohl sich die Programmabteilung zuvor – inhaltlich, strategisch und organisatorisch begründet – eindeutig dagegen entschieden hatte:

»Der Außenblick ist: Wir wollen mit einem großen Festival arbeiten. Ich komme jetzt neu in ein Land, ich bin jetzt die neue Institutsleitung- natürlich soll man auch mit den

wichtigen Kulturinstituten arbeiten, präsent sein, sichtbar sein. Aber auf der anderen Seite fehlen halt diese ganzen inhaltlichen Kenntnisse und wenn man sich die nicht im Detail holt, sondern einfach sich ein bisschen anhört und dann gleich losarbeitet, dann kommt es zu vielen Problemen.«

Das Aufeinandertreffen von mobilen Entsandten und Ortskräften, das die Institutsleiter häufig als produktiv beschreiben, stellt sich für diesen lokalen Mitarbeiter – zumindest in seiner gegenwärtig praktizierten Form – also eher als eine Quelle von Reibungen und Problemen dar. Die institutionalisierten Asymmetrien, die in solchen Aussagen greifbar werden, bilden entsprechend einen wesentlichen Grund, dass mein Gesprächspartner sich zunehmend von der ihm zugewiesenen Subjektposition einer Ortskraft distanziert:

»Es ist auch ein Druck, dass man sich immer wieder adaptieren muss, weil ein neuer Leiter unglaublich das Institut verändert. Also ich hab das nur einmal jetzt gemacht und das ist mir jetzt eigentlich genug. Ich möchte das nicht noch ein zweites Mal machen. Das ist schon eine zu große Veränderung einfach, wenn man mich fragt, weil es geht wirklich in Banalitäten rein.«

Aber auch im Hinblick auf die Potenziale von Kooperationen oder die Möglichkeiten eines Dialogs entwickelt mein Gesprächspartner eine kritische Perspektive: Demnach würden lokale Kooperationspartner spürbar unterscheiden zwischen solchen Entsandten, die »Insider-Kenntnisse« besäßen und die lokale Sprache beherrschten sowie anderen, die über solche Kompetenzen nicht verfügten:

»Und man merkt halt den Unterschied [...] wie die Personen auch akzeptiert werden von Seiten der Partner. Also da ist, von Seiten der Lokalen her, eine sehr starke Grenzeinstellung: ja nicht zu weit gehen, weil die Person versteht uns auch nicht und viel Skepsis von Seiten der lokalen Leute, was den Entsandten die Arbeit noch schwieriger macht, also diese Ausgangsbasis sehr, sehr stark erschwert, meiner Ansicht nach.«

Die bereits diskutierte Vorstellung von Institutsleitern, *Dialog* ließe sich nur unter den Bedingungen von »Distanz« und eines »Außenblicks« realisieren, wird in dieser Position also gewissermaßen konterkariert: »Lokale Leute«, die gerade in einem Interventionsgebiet wie Bosnien-Herzegowina kontinuierlich mit einer Vielzahl von internationalen Mitarbeitern der unterschiedlichsten Organisationen konfrontiert sind, reagieren demnach auf die häufig fehlenden lokalen Wissensbestände und sprachlichen Kompetenzen ihrer Gesprächspartner eher mit Rückzug. Aus dieser Perspektive rufen die institutionell hergestellte Distanz der Entsandten und die Betonung ihrer kulturellen Differenz also eher Abgrenzung und Zurückhaltung hervor, anstatt zu dem produkti-

ven Austausch zu führen, den sich die Institutsleiter erhoffen. Gerade auch vor dem Hintergrund meiner ethnografischen Beobachtungen ließe sich die hier angeführte »Skepsis der lokalen Leute« als Ausdruck einer Ernüchterung interpretieren: Auch die Kooperationspartner entwickeln Routinen im Umgang mit den immer wieder neuen Entsandten, die – trotz ihrer begrenzten Wissens- und Erfahrungsbestände zu den lokalen Gegebenheiten – zumeist über einen hohen sozialen und ökonomischen Status verfügen und etwa über die Fortsetzung oder die Konditionen einer Zusammenarbeit entscheiden können. Die Begegnungen in translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern haben demnach also nicht zwangsläufig Produktivität oder Verständigung zur Folge, sondern gerade deren erkennbar asymmetrischer Charakter kann Distanzierungen hervorrufen und Grenzen reproduzieren. Die notwendigen Ausgangslagen oder Rahmenbedingungen für einen gelingenden Dialog – so lässt sich festhalten – können offensichtlich sehr unterschiedlich eingeschätzt werden.

Um zum Abschluss noch einmal auf die internen Kooperationen zwischen Entsandten und Ortskräften sowie auf die Perspektive eines lokalen Mitarbeiters auf die konkreten Ausformungen der Entsendepraxis zurückzukommen: Im Rahmen unseres Gespräches wird deutlich, dass mein Interviewpartner das System der Rotationen nicht per se ablehnt. So betont er, dass »man vielleicht auch einen verfälschten Blick (hat), wenn man als Ortskraft zu lange da ist. Also so ein Außenblick ist ja auch gut.« Die kritische Haltung zu den institutionellen Ordnungen und Verfahren, die ich in diesem Abschnitt dargestellt habe, erklärt sich eher aus der spezifischen Kombination der beschriebenen Hierarchisierungen von Personen und Wissensbeständen mit den ausgrenzenden Logiken der Rekrutierung des rotierenden Leitungspersonal. Denn der Aufstieg eines »nicht-deutschen« lokalen Mitarbeiters in den »anderen Orbit« der »Entsandten« ist, zumindest zum Zeitpunkt unseres Interviews, – gänzlich unabhängig von dem individuellen Leistungsvermögen, den Kompetenzen, Bildungsbiografien oder Ambitionen – aus formellen Gründen ausgeschlossen. Es ist diese institutionelle Praxis, die mein Gesprächspartner in Frage stellt:

»Ich habe gegen das Rotationssystem als System nichts. Ich finde das auch gut, eigentlich. Es müsste einen Austausch geben, aber die Frage ist einfach: Wie will man es schaffen, dass die Leute – schon bevor sie kommen – zum jeweiligen Land passen? Muss es denn wirklich fest angestellte Goethe-Mitarbeiter geben, die da durch die Welt wie Diplomaten rotieren? Kann es nicht einfach einen Institutsleiter geben, der aus Bosnien stammt und der dann halt vier Jahre in Sarajevo oder danach vier Jahre in Belgrad ist und danach vier Jahre in Zagreb ist, der die Region kennt?«

Die internen Reibungen, die anhand der Aussagen meines Gesprächspartners greifbar werden, lenken somit den Blick auf eine relevante Rahmenbedingung des Innenraums der translokalen Praxis- und Übersetzungsfelder, die im Umfeld eines Goethe-Instituts im Ausland entstehen: Der Zugang zu der privilegierten Gruppe des rotierenden Leitungspersonals bleibt »Deutschen« vorbehalten. Auch wenn die Institutsleiterin in Sarajevo in einem bereits zitierten Interviewausschnitt formuliert, »Entsandter oder nicht Entsandter ist keine Frage des Passes«, so gilt es festzuhalten, dass die internen Hierarchien eines Goethe-Instituts im Ausland eindeutig eine ethnische Komponente besitzen: Zwar ist es richtig, dass ortsansässige Deutsche die Position einer Ortskraft einnehmen können; die »lokalen Anderen« besitzen aber keine Zugangsmöglichkeiten zu der Position eines entsandten Institutsleiters und werden somit institutionell nicht nur dauerhaft in einem jeweiligen lokalen Kontext, sondern zugleich in einer nachgeordneten Rolle verortet.

Die Problematik dieser Praxis wird umso sichtbarer, wenn man die Biografien dieser »Ortskräfte« genauer betrachtet: In Sarajevo und Ramallah setzte sich diese Gruppe – zumindest der mit inhaltlichen Aufgaben betrauten Mitarbeiter – zumeist aus Personen zusammen, die als Kriegsflüchtlinge viele Jahre in Deutschland verbracht hatten oder als Nachfahren von Migranten primär dort aufgewachsen waren. Die »Rückkehr« in die Länder, in denen sie dem Goethe-Institut als Ortskräfte zur Verfügung stehen, verlief gerade bei der ersten Gruppe in der Regel zumeist nicht freiwillig. In der Konsequenz greifen deutsche Kulturmittler also auf eine Gruppe zurück, die häufig ihre Schulbildung und/oder ihr Studium in Deutschland absolviert hat und routiniert zwischen den Sprachen und kulturellen Kontexten zu wechseln und zu übersetzen vermag – anders formuliert: »Ortskraft« erweist sich als ein Mythos, als eine institutionalisierte Subjektposition, die »lokale Andere« nicht nur fraglos produziert, sondern ihnen ebenso fraglos eine nachgeordnete Rolle mit einer vergleichsweise geringen Bezahlung und schlechten Aufstiegschancen zuweist. Diese transnationalen Biografien mit ihren spezifischen Erfahrungen und Verwebungen mit Deutschland – so lässt sich zugespitzt festhalten – sind aus Perspektive des Goethe-Instituts offenbar nicht geeignet, das »kulturelle Wir« auf den Bühnen Auswärtiger Kulturpolitik in herausgehobener Position zu repräsentieren. Hierzu braucht es weiterhin die inkorporierte Ethnizität von »Deutschen«, die sich durch die Entsendung des Leitungspersonals in den Zielregionen verorten lässt.

Das Nationale als hierarchisierende Kategorie

Es geht mir an dieser Stelle nicht darum, Hierarchien innerhalb des Goethe-Instituts als erklärungsbedürftigen Sonderfall darzustellen. Ganz im Gegenteil lässt sich im Anschluss an Pierre Bourdieu formulieren, dass es in einer hie-

rarchisierten Welt keine Institutionen gibt, die nicht hierarchisiert wären und nicht Hierarchien und soziale Abstände zum Ausdruck brächten.⁴⁹ Allerdings ist es von Interesse, auf Basis welcher Rationalitäten, Mechanismen oder Prinzipien eine jeweilige institutionelle Hierarchie funktioniert und welche Effekte hieraus entstehen. Ein Befund erscheint besonders relevant: Das *Nationale* kann sich gerade in der Realisierung und Begründung von institutionellen *Verordnungspraxen* als eine distanzierende und hierarchisierende Kategorie reproduzieren.

Dies zeigt sich deutlich anhand der institutionell erschaffenen Subjektposition von translokal mobilen, deutschen Entsandten, die sich ohne die enge Kooperation und kontinuierliche Interaktion mit nachgeordneten, im lokalen Raum verankerten Ortskräften nicht realisieren ließ. Die Asymmetrien zwischen diesen beiden Personengruppen manifestieren sich nicht nur in den substanziellen Unterschieden in der Entlohnung, im Status und in den Aufstiegschancen, sondern insbesondere auch in der Hierarchisierung von Wissensbeständen, die an das »imperiale Modell« eines westlichen Kosmopolitismus erinnert: Auf der einen Seite steht das aus dem Zentrum entsandte, mit generalisierbarem Wissen ausgestattete Leitungspersonal, das sich den unterschiedlichen Einsatzorten zumeist mit einer relativen Unkenntnis, aber mit Interesse und Offenheit nähert und die im Rahmen einer Berufsbiografie an unterschiedlichen Orten gesammelten Erfahrungen aus einer privilegierten Position wahrnehmen, einordnen und kategorisieren kann. Auf der anderen Seite finden sich die lokalen Mitarbeiter, die das ebenso unverzichtbare wie – in den gegenwärtigen institutionellen Hierarchien – nachrangige ortsbezogene Wissen beisteuern, die in ihrem Alltag in der Regel auf eben diesen lokalen Arbeitskontext festgelegt bleiben und denen somit sowohl eine vergleichbare kosmopolitische Erfahrung als auch der Zugang zu den Positionen des rotierenden Führungspersonals systemisch verwehrt wird – kurz: eine Personengruppe, die institutionell zu »lokalen Anderen« gemacht wird. Auch wenn sich die Machtrelationen zwischen beiden Gruppen nicht eindimensional darstellen und auch wenn unterschiedliche Individuen diese Subjektpositionen in der Praxis sicherlich verschieden ausgestalten können, so gilt es festzuhalten, dass sich die Interaktionen im Innenraum eines kulturpolitischen Praxis- und Übersetzungsfeldes nicht als ein *Dialog auf Augenhöhe*, sondern als eine Begegnung von Ungleichem realisieren.

In den Begründungen dieser Entsendepraxis und der damit verbundenen internen Hierarchien durch die Institutsleiter zeigt sich das Wirken der *dichotomischen Logik*, die bereits als ein strukturierendes Muster der Diskurse im

49 | Bei Bourdieu heißt es: »In einer hierarchisierten Gesellschaft gibt es keinen Raum, der nicht hierarchisiert wäre und nicht Hierarchien und soziale Abstände zum Ausdruck brächte.« In: Pierre Bourdieu: Ortseffekte, S. 160.

politischen Zentrum herausgearbeitet worden war. Sowohl in der Betonung von »Distanz« und der Notwendigkeit der Bewahrung einer »eigenen Position« als Voraussetzung für fruchtbare *Dialoge* als auch in den Erklärungen zu den grundlegenden Differenzen zwischen Deutschland und verschiedenen lokalen Kontexten klingen etablierte Argumentationsfiguren an: Die Vorstellung von abgrenzbaren kulturellen Einheiten, die es in einen Austausch zu bringen gilt und das Bild von einem »kulturellen Wir«, das sich von den »Anderen« unterscheidet, werden hier als weitgehend normalisierte Ausgangspunkte Auswärtiger Kulturpolitik nochmals sichtbar. Die Praxis der Entsendungen lässt sich vor diesem Hintergrund nicht nur als eine Form der *Verortung* eines besonders qualifizierten Führungspersonals an den Einsatzorten verstehen, sondern zugleich als Strategien zur *Schaffung von körperlichen Repräsentationen des Nationalen* – denn in der Subjektposition der Entsandten ist »Deutschsein« inkorporiert. Vor diesem Hintergrund mag es zunächst paradox erscheinen, dass sich diese Subjektposition zugleich translokal informiert darstellt: »Deutschsein« betritt die Bühnen Auswärtiger Kulturpolitik in Sarajevo, Ramallah oder Tel Aviv in einem kosmopolitischen Gewand, das zwar fraglos Offenheit und Weltläufigkeit repräsentiert, zugleich aber die Asymmetrien zu den unverzichtbaren Ortskräften nochmals untermauert. Das Nationale wird hier also auch in seiner translokalen Flexibilisierung zu einer Kategorie, die Differenz naturalisiert, Zwischenpositionen marginalisiert und Hierarchien begründet.

Gerade im Hinblick auf die Zielvorstellung einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* stellt sich die Frage, ob sich hier Herangehensweisen andeuten, die auch in der Programmarbeit eher Distanz zu den Einsatzgebieten aufbauen und sich durch den Rückgriff auf Bestände des Nationalen aus den komplexen Gefügen eines lokal greifbaren Konfliktes herauszuziehen versuchen. In den folgenden Abschnitten werde ich die Effekte solcher Mobilisierungen des Nationalen sowie der Asymmetrien, die Praxis- und Übersetzungsfelder Auswärtiger Kulturpolitik in Konfliktgebieten durchziehen, anhand von Beispielen aus der Projektarbeit in Ramallah und Sarajevo vertiefend untersuchen.

4. DEUTSCHLANDBEZÜGE UND IHRE WIRKUNGSKETTEN: VERANKERN UND ANSCHLÜSSE SCHAFFEN ALS STRATEGIEN KULTURPOLITISCHER ÜBERSETZUNG

Sind kulturpolitische Präsenzen erst einmal geschaffen, so rückt die Frage nach den Arbeitsweisen, Formaten und Kontaktzonen, über die sich Zielvorstellungen, Metaphern und Programme der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik an den Einsatzorten *verankern* lassen, in den Vordergrund. Ich werde in den folgenden Textpassagen herausarbeiten, dass es den Kulturmittlern hier-

bei explizit nicht um ein bloßes Abwerfen vorgefertigter Pakete geht, sondern um die Initiierung von Wirkungsketten: Ihre Arbeit zielt darauf ab, Begegnungsräume zu öffnen, Diskurse zu verändern, kulturelle Praktiken hervorzurufen oder auch Infrastrukturen zu stärken – anders formuliert: sie wollen *Anschlüsse schaffen*, deren Effekte über einen jeweiligen Projektrahmen hinausreichen. Entscheidend ist hierbei, dass Bezugnahmen auf die Bestände des symbolischen Raums des Nationalen ihre Formate auch weiterhin maßgeblich ausstatten und zugleich Ausgangspunkte für die intendierten Wirkungsketten darstellen. Allerdings verlaufen diese Referenzen immer als Übersetzungen. Das Nationale wird gewissermaßen passend gemacht, indem man es reflexiv auf lokale Interessen, Bedürfnisse und Erwartungen bezieht. In den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern Auswärtiger Kulturpolitik konfiguriert sich das Nationale somit gerade auch durch parallele Konstruktionen des Lokalen auf eine jeweils spezifische Weise.

»Was brauchen wir hier?«: Deutschlandbezüge translokal übersetzen

So erklärt mir der Institutsleiter in Ramallah, »dass reine deutsche Kulturprogramme hier nicht laufen«. Es gebe dafür ein kleines Publikum, aber zu wenige interessierte Personen, um eine solche Programmausrichtung zu begründen. Man müsse daher »Bezüge schaffen« – auf den Punkt gebracht: »Deutsche Kulturschaffende kommen hierher und erarbeiten gemeinsam mit palästinensischen Kulturschaffenden etwas Neues.« Dies sei »eine relativ neue Erkenntnis«, die jetzt seine Arbeit bestimme.⁵⁰ In unserem Interview erläutert er mir diese zunehmende Orientierung der Programmarbeit an lokalen Erfordernissen und Erwartungen:

»Und wir haben dann einfach gesagt, wir machen nicht mehr die tollen Projekte- unsere Zentrale hat ja bis vor kurzem noch – macht das immer noch, aber weniger – auch selber produziert [...] sehr schöne, interessante Ausstellungen oder Musik oder Kunstprojekte, die aber hier nicht greifen, die hier kein Publikum finden. Wir haben diese Ausstellungen dann teilweise hierher bestellt, für viel Geld, haben die ins Haus gehängt. [...] Dann kamen auch fünf Leute zu einem Empfang, oder zehn, aber es war nicht wirklich erfolgreich. Und dann haben wir halt überlegt: Was brauchen wir hier?«⁵¹

Kulturformate, die zentral in Deutschland geplant und erstellt werden, um dann global durch die Goethe-Institute zu wandern, stoßen in Ramallah demnach auf ein zu geringes Interesse. Die Frage »Was brauchen wir hier?« ver-

50 | Feldnotizen vom 12. November 2008.

51 | Interview vom 4. Dezember 2008; auch das folgende Zitat.

weist auf die Konsequenzen, die aus dieser Beobachtung gezogen wurden: eine zunehmende Befragung des lokalen Kontextes und eine aktive Einbeziehung lokaler Kulturschaffender als Grundelemente der Programmarbeit:

»Also haben wir gesagt, wir machen lieber Sachen, bei denen wir was zu bieten haben, wir etwas hierher bringen können: Wir machen Workshops, etwa mit Filmemachern, aus denen etwas Gemeinsames, Neues entsteht. Das erreicht dann am Ende ein größeres Publikum [...] wir haben dann ein Projekt am Ende, in dem Palästinenser die Hauptschaffenden sind und die ziehen allemal ein Publikum an. Also einfach auch im eigenen Interesse, dass wir Projekte machen, die wahrgenommen werden, mussten wir Projekte machen, die sehr weitgehend von Palästinensern gemacht wurden.«

Die wachsende Bedeutung dialogischer oder kooperierender Arbeitsweisen erklärt mein Gesprächspartner hier also gerade auch aus einem Eigeninteresse. Die Wirkungen sind größer und die Positionierung des Instituts im lokalen Kontext verläuft erfolgreicher, wenn Palästinenser stärker als Akteure direkt in die Programmarbeit involviert werden.

Ähnlich argumentiert die Institutsleiterin in Sarajevo. Ihre Konzentration auf zwei der übergreifenden Themenfelder, welche die Regionalstrategie des Goethe-Institutes anbietet – *Erinnern und Vergessen* und *Südosteuropa im Spannungsfeld zwischen Nationalismen und der Europäischen Integration* –, begründet sie gleichfalls aus ihren Wahrnehmungen von Diskussionen und Notwendigkeiten vor Ort:

»Andere Felder spielen natürlich auch eine Rolle, aber das ist dann schon eher in einem globalen Sinn, also ob ich jetzt nach ›Menschenrechten‹ gucke oder ›Genderfragen‹ handle. Das ist für mich jetzt nicht so spezifisch für hier. Da würde ich mich auch an anderen Orten wiederfinden. Aber das sind eigentlich die beiden Felder, von denen ich sagen kann, das ist relevant für hier, das ist spezifisch für hier.«⁵²

Gleichzeitig betont sie, dass es in diesen Wahrnehmungen durchaus Differenzen zu den Einschätzungen ihrer bosnischen Kooperationspartner geben kann:

»Für mich ist Bosnien-Herzegowina noch ein zutiefst traumatisiertes Land, das mit den Auswirkungen des Krieges noch lange nicht fertig ist. Signifikant ist, dass jeder einem sagt: ›Ach, das haben wir doch alles schon aufgearbeitet. Wir müssen jetzt nicht noch die 50. Ausstellung machen oder das 50. Projekt zu diesem Thema‹ – dass man das eher von sich wegschiebt, ist ja ein bekanntes Muster, das wir aus unserer eigenen Geschichte kennen.«

52 | Interview vom 23. Juli 2009; auch die folgenden beiden Sequenzen.

Offensichtlich sind die Wahrnehmungen von den lokalen Notwendigkeiten, auf die es durch Kulturformate zu reagieren gilt, nicht von vorneherein gegeben, sondern sie bilden sich im Zuge der Auseinandersetzungen mit dem Einsatzort sukzessive heraus. Das »Lokale« als eine zentrale Orientierungsgröße für die Gestaltung der Programmarbeit zeigt sich hier als eine partiell flexible, durchaus auch umstrittene Kategorie. In der gleichen Sequenz benennt meine Gesprächspartnerin auch den zweiten, von Standort zu Standort konstanten Orientierungspunkt: projektbezogene Bezugnahmen auf »Deutschland« und hier situierte Erfahrungen oder kulturelle Entwicklungen. So führt sie als weiteren Grund für die Privilegierung der beiden genannten Themenkomplexe an:

»[...] da haben wir auch als deutsches Kulturinstitut etwas dazu zu sagen, etwas dazu zu bringen. Und zwar in beiden Feldern. Einmal, dass man sagt: Wie geht Deutschland mit solchen Fragen um? Also, dass man quasi das als Matrix anbietet. [...] Es gibt sicher auch andere virulente Themen, wo ich sagen kann, da können wir jetzt relativ wenig dazu beitragen, den Schuh zieh ich mir jetzt nicht an, weil ich eigentlich nicht weiß, warum Deutschland daran anknüpfen soll.«

Die Suche nach *Deutschlandbezügen* zeigt sich hier als ein plausibles Selektionskriterium für die Programmgestaltung eines deutschen Kulturinstituts, durch das sich auch Stringenz und Ordnung in die prinzipiell unendliche Vielfalt möglicher kultureller Aktivitäten bringen lässt. Bei solchen Referenzen geht es – zumindest dem eigenen Idealbild nach – allerdings weniger um eine einseitige Repräsentation statischer nationalkultureller Bestände, sondern vielmehr um eine *translokale Verbindung von Diskursen und ästhetischen Positionen* oder auch um eine *dialogische Spiegelung von historischen Erfahrungen in Bosnien-Herzegowina und Deutschland*. Inwiefern dies in der Praxis gelingt, werde ich in den folgenden Passagen dieser Studie untersuchen. Bereits jetzt lässt sich festhalten, dass eine weitgehend naturalisierte Orientierung an dem Zielhorizont *Herstellung von Deutschlandbezügen* die Formate und Strategien deutscher Kulturmittler maßgeblich präkonfiguriert; gleichzeitig werden die damit verbundenen Bezugnahmen auf Bestände des Nationalen in der Regel auf Basis von parallel verlaufenden Konstruktionen des Lokalen perspektiviert. Im Arbeitsalltag spiegelt sich dieser Zusammenhang in einem reflexiven Changieren der Kulturmittler zwischen den beiden illustrativen Fragen »Was brauchen wir hier?« und »Wie geht Deutschland mit solchen Fragen um?« wider, die an einem jeweiligen Standort oder im Rahmen eines Projektes auf unterschiedliche Weisen aufeinander bezogen werden können – auch diesen Aspekt werde ich nun anhand des empirischen Materials verdeutlichen.

»Deutsche Impulse setzen«: Repräsentationen des Nationalen (trans-)lokal verankern

Die bleibende Bedeutung der Orientierungsgröße *Deutschlandbezüge* erläutert mir der Institutsleiter in Ramallah in Abgrenzung zu seinen französischen Partnern, mit denen er innerhalb des Deutsch-Französischen Kulturzentrums im Arbeitsalltag eng verbunden ist: Die französischen Kulturmittler würden direkt palästinensische Künstler fördern, etwa durch die Finanzierung von Materialien oder indem sie deren Werke in den unterschiedlichen französischen Kulturinstituten innerhalb des fragmentierten Territoriums ausstellten und hierdurch zu einem innerpalästinensischen Austausch beitragen. Auch wenn sich diese Herangehensweise als erfolgreich erweise – da sich ein ausländisches Kulturzentrum hierdurch als zugänglicher und kooperativer Akteur in der lokalen Kulturszene verankern könne –, käme sie für ihn nicht in Frage, da eben die unverzichtbare Herstellung eines – wie auch immer gearteten – *Bezuges nach Deutschland* in einer solchen Aktivität fehle.⁵³

Dieses Leitmotiv findet sich – aufgrund seiner Zentralität im Selbstverständnis der Kulturmittler von ihrem Arbeitsauftrag, in der sich die Zentralität dieses Zielhorizontes im politischen Narrativ widerspiegelt – auch in den anderen *Strategien kulturpolitischer Übersetzung* als Referenzpunkt. In einigen Fällen führt es aber auch weiterhin direkt zu Formaten zur *Repräsentation des Nationalen* und somit zu einem eher klassischen Verständnis von den adäquaten *Verankerungen* eines nationalen Kulturinstitutes im Ausland. So spricht die Leiterin in Sarajevo etwa regelmäßig von der Zielvorstellung, »einen deutschen Impuls« im bosnischen Kulturleben zu setzen: etwa indem man »deutsch« zu dem zentralen Selektionskriterium für Filmproduktionen macht, die man zu einer *Deutschen Filmwoche* zusammenstellt und durch mehrere, gerade auch kleinere Städte touren lässt. Die zuständige Mitarbeiterin bezeichnet dieses eher einfache Projekt als ihren aktuellen »Favoriten, weil es einfach so gut ankommt, durch die Bevölkerung sehr dankbar aufgenommen wird«,⁵⁴ also eine große Breitenwirkung erzielt und zugleich auf den Mangel an kulturellen Angeboten in der bosnischen Provinz reagiert. Die Intention, einen »deutschen Impuls zu setzen«, zeigt sich auch in einer anderen Vorgehensweise: Das Goethe-Institut bietet den etablierten Kulturfestivals in Sarajevo, dem Kinder-

53 | Feldnotizen vom 29. September 2008. Palästinensische Kulturschaffende bestätigten mir gegenüber die Einschätzung des deutschen Institutsleiters, dass gerade diese direkte und handfeste Förderung lokaler Künstler vor Ort sehr geschätzt wird – insbesondere auch, da die französischen Kulturzentren in unterschiedlichen Städten des historischen Palästinas dazu beitragen, die durch Besatzung und Konflikt fragmentierten palästinensischen Kulturszenen in Austausch zu bringen.

54 | Interview vom 18. Juli 2009.

theaterfestival in Banja Luka oder auch den Organisatoren einer *Europäischen Filmwoche* Unterstützung durch die Finanzierung eines »deutschen Beitrags« an. Im Selbstverständnis der Kulturmittler besteht ihre Zuständigkeit in einer solchen Zusammenarbeit also darin, den Auftritt deutscher Musikerinnen, die Lesungen deutscher Schriftsteller, die Präsentation von deutschen Filmen, Theaterproduktionen oder von Werken deutscher Künstlerinnen zu ermöglichen und somit einen wahrnehmbaren Bezug nach Deutschland im lokalen Kulturleben zu verankern. Die Frage, was es braucht, damit dieser unverzichtbare *Deutschlandbezug* gegeben ist, lässt sich dabei flexibel beantworten: So schlägt die Leiterin des Tanzfestivals in Sarajevo im Jahr 2009 etwa einen französischen Tänzer und Choreographen, der seit Jahren primär in Deutschland lebt und arbeitet, als möglichen »deutschen Beitrag« vor. Als Reaktion erklärt mir die Institutsleiterin, dass

die Staatsbürgerschaft eines Künstlers nebensächlich sei. Sie interessiere, wo das künstlerische Schaffen seine Basis habe. Gerade im Bereich Tanz verfüge Deutschland über eine sehr lebendige Szene, aber ein Großteil der Tänzer käme aus dem Ausland. Es sei die Aufgabe des Goethe-Instituts, die künstlerischen Entwicklungen, die in Deutschland passieren und von dort ihren Ausgang nehmen, zu präsentieren und nicht eine an Staatsangehörigkeit gebundene Kultur. Man würde die ganze Dynamik in diesem Bereich nicht einfangen, wenn man nur »Deutsche« einlode.⁵⁵

Ein französischer Tänzer kann also durchaus geeignet sein, einen »deutschen Impuls« in Bosnien zu setzen.⁵⁶ In einem anderen Zusammenhang argumentiert die gleiche Leiterin gegen den Vorschlag eines lokalen Mitarbeiters, den Film eines polnischen Regisseurs als »deutschen Beitrag« zu der *Europäischen Filmwoche* in Sarajevo einzuladen. Dieser Regisseur habe zwar in Deutschland studiert, die Bindung seines künstlerischen Schaffens an Deutschland erscheine ihr aber zu schwach; entsprechend bittet sie um die Suche nach einer Alternative. *Deutschlandbezug* stellt sich hier also nicht als eine eindeutige Größe dar, sondern zumindest partiell als eine *situative und relationale Kategorie*, die in einem jeweiligen Projektzusammenhang unterschiedlich begründet werden kann. *Repräsentationen des Nationalen im Modus der Kultur* werden somit immer in den situierten Wissenspraxen eines Goethe-Institutes formiert – diesen Prozess der *Zusammenfügung des Nationalen* möchte ich nun an einem weiteren Beispiel ausführlicher verdeutlichen.

55 | Feldnotizen vom 26. Mai 2009.

56 | Der Auftritt dieses Künstlers scheiterte dann an dem Experten-Votum der zuständigen Fachabteilung des Goethe-Instituts in München, die sein Schaffen in den letzten Jahren als »wenig prägend« einschätzte.

Das Nationale zusammenfügen: Ein Oktoberfest in Ramallah

Im Oktober 2008 organisiert das Goethe-Institut in Ramallah einen *Deutschen Tag*, der in erster Linie der »Werbung für die deutsche Sprache« dienen soll.⁵⁷ Der Institutsleiter formuliert die Intention, durch die Zusammenstellung unterschiedlicher Aktivitäten, Angebote und kultureller Darbietungen die Arbeit des Instituts und insbesondere die Möglichkeiten des deutschen Sprachunterrichts in der Stadt greifbar zu machen. Die Vorgabe lautet, einen Tag zu gestalten, der »als deutsche Veranstaltung erkennbar ist« und hierzu auch die Straße vor dem Deutsch-Französischen Kulturzentrum als urbane Bühne einbezieht. Das Team sieht sich vor die Aufgabe gestellt, einen temporären Erlebnis- und Bildraum zu erschaffen, der »deutsch« repräsentiert und – etwa im Hinblick auf zukünftige Anmeldungen zu Sprachkursen – möglichst erfolgreich im lokalen Kontext verankert.

In der Vorbereitung entfaltet sich innerhalb des Instituts ein informeller Diskussionsprozess, welche kulturellen Bestände, Referenzpunkte, alltäglichen Dinge oder Aktivitäten zu einer solchen Repräsentation des Nationalen geeignet sind: Unhinterfragt ist hierbei die »deutsche Sprache«, die etwa durch »Schnuppersprachkurse« in das Programm integriert und somit als Kernbestand des Angebotes des Goethe-Institutes in den Vordergrund gerückt wird. Der Name *Oktoberfest*, der im Laufe der Vorbereitungen an die Stelle von *Deutscher Tag* tritt, lässt sich als pragmatischer Versuch einer Rahmung der Veranstaltung durch die assoziative Bezugnahme auf ein etabliertes, auch in Palästina bekanntes, »deutsches Kulturformat« verstehen. Debatten entwickeln sich etwa um die Zusammenstellung des Programms, des Speiseangebots oder um die Ausgestaltung des Veranstaltungsortes. Schnell steht fest, dass zu Beginn ein Kammerkonzert klassischer (europäischer) Musik im Eingangsbereich des Kulturzentrums stattfinden soll – aber ist es sinnvoll, diese Darbietung »westlicher Musik« mit einem Konzert traditioneller arabischer Musik zu kombinieren? Oder wird hierdurch der zu repräsentierende kulturelle Raum zu sehr überschritten? Der relationale und situative Charakter des Zusammenfügens nationaler Repräsentationen zeigt sich darin, dass der Institutsleiter an einem Tag für und an einem anderen Tag gegen eine solche Einbeziehung arabischer Musik plädiert. Ähnliche Diskussionen entfalten sich um das Speiseangebot: Welches Essen lässt sich als »deutsch« codieren und ist gleichzeitig für ein mehrheitlich muslimisches Publikum attraktiv? »Gehören Schweinewürstchen zwingend dazu«, wie ein deutscher Koch vor Ort betont? Ist es notwendig und angemessen, Bier öffentlich auszuschenken, um auch in Palästina dem Ruf eines Oktoberfestes gerecht zu werden? Ein Restaurantbesitzer, der

zwischenzeitlich als Caterer vorgesehen war, gibt dem Organisationsteam die Aufforderung »keep it German« mit auf den Weg, erbittet entsprechende Rezepte und bringt hierdurch eine Erwartung zum Ausdruck: »Deutsch« sollte an diesem Tag distinkt erlebbar sein, gerade auch, um sich von anderen Veranstaltungen in der Stadt zu unterscheiden. Das Speise- und Getränkeangebot – Hühnchen, Lammwürstchen, Kartoffel- und Krautsalat, Kaffee und Kuchen, Bier im Hinterhof – kristallisiert sich im Rahmen solcher Debatten heraus und sollte sich während der Veranstaltung als lokal anschlussfähig erweisen. Auch im Hinblick auf die Schmückung des Veranstaltungsortes kommt es zu Diskussionen: So formuliert eine Vertreterin des deutschen Auslandsschulwesens vor Ort den Vorschlag, während des Festes schwarze, rote und goldene Luftballons steigen zu lassen. Der Institutsleiter lehnt diese Idee als »zu staatstragend« ab und setzt seine Vorstellungen einer ästhetischen Sprache, die eher auf kulturelle Bestände, Assoziationen, spielerische Angebote und direkte Begegnungen statt auf staatliche Symbole zurückgreift, durch.

In der Zusammenstellung des Programms und somit auch von Repräsentationen des Nationalen erweist sich die Suche nach pragmatischen Lösungen unter den spezifischen lokalen Rahmenbedingungen als eine prägende Herangehensweise: Schüler und Lehrerinnen von Schulen, an denen Deutsch unterrichtet wird, werden eingeladen, auf der Bühne ein Lied oder einen Sketch auf Deutsch vorzuführen; die Leiterin eines Erzählworkshops im Goethe-Institut wird gebeten, mit ihren Schülerinnen deutsche Märchen einzuüben und auf dem Fest (auf Arabisch) darzubieten; die europäischen und amerikanischen Lehrer einer lokalen Musikschule werden angefragt, als Ensemble klassische europäische Musik zur Aufführung zu bringen; Projekte des Goethe-Institutes oder anderer deutscher Bildungsakteure sollen dem Publikum vorgestellt werden; das Bier wird nicht aus Deutschland importiert, sondern bei einer lokalen Brauerei bestellt – kurz: der erlebbare Raum kultureller Repräsentationen wird hier in einem großen Umfang durch Rückgriffe auf bestehende Partnerschaften und Bezugnahmen auf Angebote vor Ort zusammengesetzt. Das Bemühen um *alltagspraktische Übersetzungen kultureller Repräsentationen des Nationalen in einen lokalen Referenzrahmen* stellt sich als zentrale Strategie des Verankerns dar. Diese Vorgehensweise möchte ich nun anhand von drei Beispielen weiter illustrieren: der Produktion von Werbematerialien, der Entwicklung von Argumentationsfiguren zur Begründung der Attraktivität der deutschen Sprache sowie anhand der Auswahl einer Sängerin als Hauptprogrammpunkt.

Das Projektteam erstellt zur Bewerbung des Oktoberfestes einen Radiospot, der eine Sequenz eines bekannten ägyptischen Films nutzt. Hierin wird dem Hauptcharakter vor seiner geplanten Hinrichtung ein letzter Wunsch gewährt. Seine Antwort »Deutsch lernen« erklärt sich durch die in Ländern des Nahen Ostens offenbar verbreitete Ansicht, dass das Erlernen der deutschen

Sprache besonders kompliziert und langwierig sei; der Moment der Tötung würde entsprechend relevant verzögert, wie mir eine lokale Mitarbeiterin erläutert.⁵⁸ Das Goethe-Institut versucht hier also, seinen zentralen Arbeitsauftrag – Verbreitung der deutschen Sprache – mittels medial produzierter Bilder in lokale Vorstellungswelten einzuarbeiten. Ein ähnliches Bemühen zeigt sich in den Diskussionen zur Erstellung einer Broschüre, die für das Sprachkursprogramm des Instituts werben und während des Oktoberfestes verbreitet werden sollte. Hierzu konsultiert das Team zunächst durch große Goethe-Institute in Nordamerika produzierte Beispiele, deren – in der Einschätzung der Kulturmittler gelungene – urbane und multiethnische Ikonografie aber als unpassend für den lokalen Kontext eingeschätzt wird: »Hier gibt es einfach nicht solche Gesichter«, kommentiert die zuständige Mitarbeiterin und formuliert die Sorge, dass man das palästinensische Publikum durch eine solche importierte Bildsprache eher irritieren könne.⁵⁹ Sie entwickelt die Idee, die von Israel errichtete Mauer als Motiv aufzugreifen und auf dem Titelbild ihre Überwindung durch Goethe und Marianne als Repräsentanten für Deutschland und Frankreich darzustellen – eine Vorstellung, die sich, nicht zuletzt aufgrund eines zunehmenden Zeitdruckes, im weiteren Planungsprozess nicht umsetzen lässt. Auch im Hinblick auf die Begründung der Attraktivität der deutschen Sprache wird versucht, Argumentationsfiguren zu entwickeln, die an lokale Bedeutungssysteme anknüpfen. Hier setzt sich zunehmend die Betonung von »Karriere, Industrie, Jobs und Opportunities«,⁶⁰ die sich durch Deutsch eröffnen könnten, gegenüber der zunächst geplanten Verweise auf Goethe, Kant und Einstein als prominente deutschsprachige Individuen durch. »Deutsch« wird hier weniger als symbolischer Gewinn, sondern primär als eine verwertbare Option auf beruflichen Erfolg und Mobilität in den ökonomisch und politisch instabilen lokalen Kontext Palästina übersetzt. Das Projektteam knüpft somit an die Erfahrung an, dass die Sprachkurse in Ramallah primär von jungen Männern besucht werden, die ein Studium in Deutschland anstreben. Entscheidend erscheint mir hierbei, dass solche Übersetzungen *weder willkürlich noch unausweichlich* sind: In Abhängigkeit von dem Format, auf das man hinarbeitet, den beteiligten Personen und deren Expertisen, den finanziellen Ressourcen und dem zeitlichen Rahmen könnten auch andere Assoziationsketten oder Ikonografien entwickelt werden, die jedoch an bekannte Bilder oder plausible Argumentationsfiguren anknüpfen müssen. Sichtbar wird hier das kleinteilige Zusammenfügen kultureller Repräsentationen, das sich im Zuge von relationalen, situativen, pragmatischen, mitunter auch zufälligen Übersetzungen in lokale Referenzrahmen realisiert – Übersetzungen, die dennoch

58 | Feldnotizen vom 16. September 2008.

59 | Feldnotizen vom 22. September 2008.

60 | So der Institutsleiter, Feldnotizen vom 22. September 2008.

zugleich durch Bezugnahmen auf etablierte Bestände des historisch gewachsenen symbolischen Raums des Nationalen unterlegt sind.

Diesen Zusammenhang möchte ich nun anhand der internen Diskussionen, welche der Einladung einer Sängerin als Hauptprogrammpunkt des Oktoberfestes vorausgingen, vertiefen. Während einer Besprechung formuliert der Institutsleiter, dass es eigentlich egal sei, wen man aus Deutschland hole; die Leute hier kämen nicht. Einen Unterschied mache es nur, wenn man Künstler mit Beziehung zur Region oder Musik mit »orientalischem Einschlag« präsentiere.⁶¹ Diese ernüchternde, aus der Erfahrung gewonnene Einschätzung zu der begrenzten Anschlussfähigkeit von »deutscher Musik« bildet den Ausgangspunkt für die Suche nach einem dennoch geeigneten Beitrag. Zunächst verhandelt das Team mit einer Sängerin aus Berlin, die mit palästinensischen Eltern und einem partiell arabisch gesungenen Programm zwei Aspekte mitbringt, die sie auch in der Einschätzung der lokalen Programmitarbeiterin für ein palästinensisches Publikum interessant macht. Dieser Versuch, eine lokal kompatible Ausformung des Nationalen in Ramallah zu verankern, gerät ins Stocken, als die Sängerin mitteilen lässt, dass sie als »gläubige Muslima« nicht an einem Ort auftreten wolle, an dem Bier ausgeschenkt wird – eine Begründung, die selbst die muslimischen Mitarbeiter des Instituts überrascht.⁶²

Nach dieser Absage veranlasst der Institutsleiter eine Anfrage an die *Fachabteilung Musik* der Zentrale des Goethe-Instituts in München nach einem deutschen Beitrag mit »etwas simpel ausgedrückt: orientalischem Hintergrund, da einfach deutsche Musik in Ramallah nicht zieht«. Der Ansprechpartner in München rät wiederum zu einer Berliner Sängerin, die inzwischen in Istanbul lebt – eine Empfehlung, die auf Zustimmung stößt: Dem Institutsleiter erscheint die »selbstbewusste Weiblichkeit« dieser Künstlerin als angemessene Repräsentationsform in der »nicht so konservativen Stadt« Ramallah; auch die lokale Mitarbeiterin hält diese Wahl für anschlussfähig, wenn auch aus anderen Gründen: »Türkisches« sei gerade in Mode, auch wenn man während der osmanischen Zeit schlechte Erfahrungen gemacht habe. Gerade eine türkische Soap sei aktuell sehr populär.

Entsprechend wird die Sängerin Aziza A nach Ramallah eingeladen und tritt mit einem deutsch-türkischen Programm am Abend des Oktoberfestes auf einer kleinen Bühne vor dem Goethe-Institut auf. Am Tag zuvor wird ein Workshop improvisiert, in dem Aziza mit zwei palästinensischen Hip Hop-Sängern ein Lied erarbeitet, das die drei am Ende des Konzertes gemeinsam vorführen. Das Publikum reagiert freundlich, wenn auch ohne Euphorie.

61 | Feldnotizen vom 16. September 2008.

62 | Feldnotizen vom 18. September 2008; auch die restlichen Verweise und Zitate in diesem Textteil.

Von Interesse sind dieser Auftritt und seine Vorbereitungen, da hier *Orientalisierung und Dialogisierung* als zwei mögliche Modi zur *Verankerung von kulturellen Repräsentationen des Nationalen* im lokalen Kontext Ramallah greifbar werden: Deutsch-türkische Hybridität, biografische Bezüge der Künstlerinnen in die – hier eher flexibel verstandene – Region und »orientalische Klänge« werden zu Bestandteilen, um »deutsche Musik« anschlussfähig zu machen; durch die gemeinsame Arbeit und Performance mit zwei palästinensischen Musikern bleibt es nicht bei einer vorgefertigten Darbietung, sondern Begegnung und Kooperation werden zu Teilaspekten der hier zusammengefügteten Repräsentation des Nationalen. Orientalisierung und Dialogisierung verweisen zugleich auf Vorgehensweisen, die zwar auf *Verankerungen* ausgerichtet sind, aber durch ihr Bemühen, translokale *Anschlüsse zu schaffen*, einen Schritt weiter gehen. Diese dritte *Strategie kulturpolitischer Übersetzung* möchte ich nun diskutieren.

Anschlussfähige Formate: Gemeinsame Lernprozesse, produktive Netzwerke, nachhaltige Wirkungen

Selbst wenn das Zusammentreffen von Aziza A mit palästinensischen Musikern sehr kurzfristig angesetzt wurde und in einem improvisierten Rahmen stattfand, so verweist dieses Beispiel dennoch auf die Bedeutung, die solchen dialogischen Formaten für die lokale Verankerung der Programme eines Goethe-Instituts zukommt: Der gemeinsame Auftritt der drei Sänger wurde von vielen Besuchern als der Höhepunkt des gesamten Oktoberfestes betrachtet. Gleichfalls sprechen die deutschen Kulturmittler häufig von *Kooperation, Begegnung oder Wechselseitigkeit*, um mir die Spezifik ihrer Arbeit zu erklären. So erläutert mir der Institutsleiter in Ramallah seine Herangehensweisen nochmals in Abgrenzung zu seinen französischen Partnern. Diese würden zumeist eher einfache, relativ kostengünstige, aber durchaus sichtbare Veranstaltungen mit lokalen Kulturschaffenden organisieren: etwa ein Konzert mit Musiklehrern, die bereits in Bildungseinrichtungen vor Ort arbeiten. Dieser Ansatz habe durchaus seine Berechtigung, da zu diesen Anlässen wichtige Personen – also »Multiplikatoren und Meinungsbildner in Palästina« – zusammenkämen: »Das kann man jetzt gar nicht sagen, dass das falsch ist. Wir haben uns nur anders entschieden. Wir haben gesagt, wir machen weniger von diesen kleineren Veranstaltungen.«⁶³ Stattdessen organisiere man »weitergehende« Formate, im eigenen Verständnis anspruchsvollere Koproduktionen, die »irgendwohin führen müssen« – also nachhaltige Wirkungen hervorrufen, die nicht auf das jeweilige Projekt beschränkt bleiben: »Bei dem französischen Ansatz sieht man sehr viel, bei uns macht man was gemeinsam. Man muss

63 | Interview vom 4. Dezember 2008; auch die folgenden beiden Sequenzen.

sich mit anstrengen, muss selber was machen und das dürfte zumindest inhaltlich nachhaltiger wirken. [...] Also wir geben den Leuten die Chance, mit uns gemeinsam etwas zu machen.«

Im Rahmen solcher Kooperationen sollen nicht nur gemeinsam erarbeitete Produkte entstehen, sondern vor allem wechselseitige Lernprozesse Raum finden:

»Was die Franzosen auch wieder machen, ist: Sie geben Leuten Geld, um alleine etwas zu machen – etwa um Bilder zu malen, ein Stipendium, die Rahmen und die Farben. Auch das wollen wir nicht. Wir wollen, dass sie mit uns gemeinsam etwas machen, dass sie uns kennenlernen, mehr über uns lernen, aber eben in gemeinsamen Prozessen. Aber auch so, dass wir über sie lernen.«

Kooperative Herangehensweisen werden hier nicht nur als *alltagstaugliche Strategien zur lokalen Verankerung kulturpolitischer Programme* betrachtet, sondern dienen zugleich als Distinktionsmittel: Mein Gesprächspartner verweist auf Idealvorstellungen von den eigenen Vorgehensweisen, um die Spezifik der deutschen Kulturarbeit – in Abgrenzung zu den französischen Kollegen – herauszustellen. Sequenzen aus meinem Interview mit dem Institutsleiter in Tel Aviv vermitteln einen Eindruck davon, wie sich solche Idealbilder in konkrete Arbeitspraxis und Projektformate übersetzen lassen: »Ich habe einen Künstler jetzt vor zwei Monaten da gehabt. Daraus ist innerhalb einer Woche ein so produktives Netzwerk entstanden, die Ideen austauschen, die Sachen miteinander entwickeln- das sind auch keine unnahbaren Künstler. Das sind also eben die, die wirklich noch arbeiten.«⁶⁴

Die Einladung eines deutschen Künstlers erfolgt hier also explizit nicht zur Präsentation bereits existenter Werke, sondern mit der Intention, *künstlerische Praxis in translokalen Kontexten neu zu verflechten*: »Da brauche ich keinen [Name eines berühmten Künstlers] hierher zu bringen, der sowieso mit niemand zusammenarbeitet. Da bringe ich einen jungen Künstler und schon passiert etwas. Da muss ich keine große Kunst machen, sondern ich muss diese Netzwerke schaffen.«

In der folgenden Sequenz wird noch deutlicher, wie eine solche Initiierung von *produktiven Netzwerken* im Rahmen eines Projektes verlaufen kann:

»Ich muss die Netzwerke miteinander verbinden. Was ich jetzt mache- ein sehr aufwendiges Projekt, auch finanziell sehr aufwendig, im Vorlauf wahnsinnig aufwendig: Neue Musik! Neue Musik kann man über ein Konzert verbreiten. Es passiert aber nichts. Da ist ein Konzert, eine kleine Gruppe, die dahin geht, die sich das anhören und das mit nach Hause nehmen oder auch nicht. Ich habe aber folgendes gemacht: Ich habe ein

64 | Interview vom 10. Dezember 2008; auch die folgenden drei Sequenzen.

junges israelisches, Tel Aviver Ensemble mit einem jungen, engagierten Berliner Ensemble zusammengebracht. Die haben sich ein Jahr lang ausgetauscht, dann haben sie sich getroffen. Sie haben ein gemeinsames Programm entwickelt, also, indem sie ihre Repertoires austauschen, ihre Erfahrungen mit Musik austauschen. Und daraus sind Auftragskompositionen entstanden, und es gibt einen Wechsel im Repertoire. Die Israelis spielen deutsche Komponisten, die Deutschen spielen israelische Komponisten, auf die sie sonst nicht gekommen wären. Da verzahnt sich dann Kultur. Und da wird es auch produktiv, denn die nehmen das ja auch mit auf ihre nächste Tour. Wenn die dann nach Amerika gehen, spielt das deutsche Ensemble auf einmal einen israelischen Komponisten und umgekehrt. Und dann habe ich eine Wirkung. Nicht nur, dass neue Werke entstanden sind – auf die die Welt sicher auch verzichten kann – aber ich weiß, die arbeiten weiter miteinander. Die werden sich in anderen Ensembles wiederfinden. Die empfehlen einander hier und da und dort. Und so entstehen Netzwerke, die einfach auch ästhetisch fruchtbar werden.«

Mein Gesprächspartner verweist hier besonders prägnant auf die Initiierung translokaler Wirkungsketten als einer zentralen Zielvorstellung für seine Arbeit. Die Verankerung eines Goethe-Instituts in seinem lokalen Kontext betrachtet auch er hierzu als eine Voraussetzung:

»Nie etwas zwingen. [...] etwas zwingen, heißt: Ich lasse jetzt hier ein UFO landen, ich hole einfach eine deutsche Combo hierhin und lass die spielen. Und eigentlich interessiert sich keiner dafür, weil es der Bedürfnislage nicht entspricht. Ich kann noch so guten Willens sein. Wenn ich meine Wünsche nicht mit den lokalen Bedürfnissen verquicke, erreiche ich niemanden; erreiche ich niemanden außer denen, die es sowieso schon wussten. Das heißt, also jedes Projekt, jedes Programm ist das Ergebnis oder eine Zwischenstation eines offenen Prozesses. Das kann von allen möglichen Seiten ausgehen.«

Anhand solcher Zitate wird ein Spannungsverhältnis sichtbar, das die Übersetzungsarbeit deutscher Kulturmittler grundlegend durchzieht: Einerseits zeigt sich auch hier die bleibende Wirkmächtigkeit der dichotomischen Logik, welche die imaginären Dimensionen Auswärtiger Kulturpolitik elementar strukturiert (Kapitel II.5). Denn die Künstlerinnen und Szenen, die es zu vernetzen gilt, werden immer auch durch nationale Kategorien verortet, ausgewählt und differenziert. Andererseits tritt zutage, welche Relevanz die Kulturmittler der Entwicklung unterschiedlicher Formate, die sich an den Idealvorstellungen von *Dialog*, *Wechselseitigkeit* oder *Koproduktion* orientieren, in der Arbeitspraxis beimessen – und zwar sowohl um sich an einem Einsatzort erfolgreich positionieren als auch um sich in die *offenen Prozesse, in denen Kultur sich verzahnt*, einschalten zu können. Von einem weiterführenden Interesse ist hierbei, inwiefern eine nationalstaatlich initiierte Kulturpolitik gerade durch dieses

Wechselspiel in ihren translokalen Kontaktzonen und Übersetzungsfeldern an Anschlussfähigkeit gewinnen kann.

Reskalierungen des Nationalen: Deutschlandbezüge erweitern, verflechten, inkorporieren

Diese Frage möchte ich nun anhand von drei Projekten aus Bosnien-Herzegowina diskutieren, indem ich aufzeige, wie das Leitmotiv *Deutschlandbezüge herstellen* eben durch diese Suche nach dialogischen Formaten und die beabsichtigte Initiierung von translokalen Wirkungsketten eine Flexibilisierung und in gewisser Hinsicht auch eine Reskalierung erfahren kann. Gleichzeitig wird sichtbar, wie sich diese zentrale Orientierungsgröße durch eine Inkorporierung von Rationalitäten, Zielsetzungen und Leitvorstellungen des Politikbereichs in die Projektarbeit trotz solcher Öffnungen auch weiterhin reproduziert.

Im ersten Beispiel wird das Grundmodell einer bilateralen Begegnung um eine französische Komponente ergänzt. Für den Herbst 2009 entwickelt das Goethe-Institut gemeinsam mit der Kulturabteilung der französischen Botschaft ein vierwöchiges Artists-in-Residence-Programm, zu dem zwei deutsche und zwei französische Künstler nach Banja Luka eingeladen werden. Unter dem Titel *Art and its context(s)* sollen hierbei neue Werke entstehen, die zum Projektabschluss im lokalen Museum für zeitgenössische Kunst ausgestellt werden. Der Projekttitle transportiert dabei die Erwartung, dass sich die Künstlerinnen in ihren Arbeiten nicht nur aufeinander beziehen, sondern zugleich mit den Realitäten vor Ort – etwa der prekären finanziellen Situation des Museums und des Kunstbetriebs insgesamt – auseinandersetzen. Gleichfalls wird durch ein gemeinsames Budget, über dessen Aufteilung sich die Künstler selbst einigen müssen, ein praktischer Impuls zur Kooperation gesetzt.⁶⁵

Zur lokalen Verankerung des Projektes wird eine temporäre Formation ins Leben gerufen, die neben dem Goethe-Institut, der französischen Botschaft, den Künstlern und dem Museum in Banja Luka auch einen Straßburger Kunstverein und das Zentrum für zeitgenössische Kunst in Sarajevo, deren Leiterin die Ausstellung kuratiert, umfasst. Ein Kalkül der Initiatorinnen besteht hierbei darin, Akteurinnen aus den Hauptstädten der beiden – zunehmend voneinander abgegrenzten – Landesteile Bosnien-Herzegowinas in einen direkten Arbeitskontakt zu bringen. Ermöglicht wird diese Kooperation durch Sondermittel, welche die Regierungen Deutschlands und Frankreichs für die Durchführung von gemeinsamen Vorhaben ihrer Kulturmittler in Drittstaaten zur Verfügung stellen. Es ist aber nicht alleine der pragmatische Rückgriff auf eine zusätzliche Geldquelle, der das Zustandekommen dieses Projektformats erklärt; die Institutsleiterin verweist mir gegenüber auf

65 | Feldnotizen vom 11. Juni 2009.

die imaginären Dimensionen – *Verständigung, Versöhnung, Dialog* –, die sich durch eine solche Kooperation zweier ehemals verfeindeter Nachbarstaaten in der Postkonfliktkonstellation Bosnien-Herzegowina aktivieren ließen – anders formuliert: ein deutsch-französisches Projekt ermöglicht in diesem lokalen Kontext Anschlüsse, die sich durch *Deutschlandbezüge* alleine nicht herstellen ließen. In dem Projektdesign zeigen sich somit nicht nur die Erweiterung dieser Orientierungsgröße auf eine trilaterale Konstellation, sondern zugleich eine direkte Inkorporation von wirkmächtigen diskursiven Figuren – *Verständigung durch Dialog* – und etablierten Erzählsträngen – hier die beispielhafte Erfolgsgeschichte der deutsch-französischen Versöhnung – des offiziellen Narrativs Auswärtiger Kulturpolitik.

Im zweiten Beispiel manifestiert sich eine andere Form der Reskalierung: Unter dem Titel *Zukunftswerkstatt* werden junge Wissenschaftler aus den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens, aus Österreich, Deutschland und der Schweiz, die – etwa als Historikerinnen oder Kulturwissenschaftler – zu Südosteuropa forschen, zusammengebracht. Im Zentrum stehen hierbei vier mehrtägige inhaltliche Treffen, die nacheinander in Zagreb (2008), Belgrad (2009), Sarajevo (2010) und Regensburg (2011) stattfinden. Die Goethe-Institute an diesen Standorten arbeiten hierzu mit einer Reihe von Professoren und wissenschaftlichen Instituten in den beteiligten Ländern zusammen. Durch dieses Format sollen erstens junge Wissenschaftler zu einer »neuen Generation von Südosteuropa-Forschern« nachhaltig vernetzt werden; zweitens geht es den Initiatoren um eine Verflechtung und Internationalisierung der Wissenschaftslandschaften in den Ländern des ehemaligen Jugoslawiens; und drittens wird eine Öffnung der – als Folge von Krieg und Konflikten – zunehmend auf Abgrenzung und Exklusivität angelegten nationalen Identitäts- und Geschichtsnarrative in der Region angestrebt.⁶⁶ Realisieren lässt sich dieses Projekt durch Sondermittel aus dem *Stabilitätspakt für Südosteuropa*, die gerade auch für die Förderung des Austauschs in der Region zur Verfügung gestellt worden waren. Die Institutsleiterin in Sarajevo erklärt mir in diesem Zusammenhang, dass sie die Unterstützung von Begegnungen und Kooperationen von Personen aus unterschiedlichen Ländern Südosteuropas als eine zentrale Aufgabe des Goethe-Instituts betrachte, da die Kriege hier viele vormals etablierte Kontakte zerstört hätten.⁶⁷ Zwar distanziert sich meine Gesprächspartnerin von dem ihr »zu hochtrabend« klingenden Zielhorizont *Konflikt-*

66 | Hier im Rückgriff auf eine Projektseite des Goethe-Instituts, die im Sommer 2014 noch online einsehbar war, auf die digitale Anthologie *Re/Visions*, die aus den *Zukunftswerkstätten* entstanden ist: http://www.kakanien-revisited.at/beitr/re_visions/SBernasconi1.pdf sowie auf meine Feldnotizen aus dem Frühling/Sommer 2009, die Vorgespräche zu der dritten Werkstatt dokumentieren.

67 | Feldnotizen vom 22. Juni 2009.

prävention; dennoch zeigt sich hier zumindest der Versuch, im Rahmen der Programmarbeit pragmatische und zukunftsorientierte Umgangsformen mit den Effekten eines Konflikts zu entwickeln – eine Intention, die nicht auf die *Zukunftswerkstatt* beschränkt bleibt, sondern sich in unterschiedliche Projekte zur Förderung regionaler Vernetzungen übersetzt.

Die intendierten Verflechtungen und Anschlüsse führen im dritten Beispiel noch über diese regionale Dimension hinaus. Im Zentrum steht hierbei mit der *Sevdahlinka* »eine alte Liedform, die aus der Begegnung zwischen osmanischer Musik und sephardischen Romanzas entstanden ist und sich mit einheimischen Instrumenten durch fünf Jahrhunderte im Balkan gehalten hat«. ⁶⁸ Das Goethe-Institut und ein deutsch-türkischer Produzent laden Musiker aus elf Ländern dazu ein, »klassische Kompositionen neu einzuspielen«. Als Ergebnis entsteht eine CD, welche die *Sevdahlinka* als bosnischen Beitrag zum Genre der *Weltmusik* neu zu positionieren versucht. Das gleichfalls aus Mitteln des *Stabilitätspaktes für Südosteuropa* finanzierte Projekt zielt somit nicht nur auf internationalen Austausch und ein gemeinsam erarbeitetes Produkt, sondern auf die Wiederentdeckung, globale Aneignung und dialogische Transformation einer lokal situierten musikalischen Praxis:

»Auf diese Weise befreien wir die *Sevdahlinka* aus den Fesseln einer allein auf Bosnien lokalisierbaren und konservativen Liedform. Wir lassen sie für sich selber sprechen: als eine wunderbar zeitlose Musik, die herausragende junge Interpreten unter Serben, Bosniaken, Makedoniern, Kroaten und anderen Völkern des Balkans hat und Musiker rund um den Globus zu emotional tiefen musikalischen Dialogen inspirieren kann.«

In dem gleichen Einleitungstext zu dieser CD bezeichnet der damalige Institutsleiter das Projekt als einen Beitrag zur »zivilgesellschaftlichen Vertrauensbildung durch die Einbindung der Künste«, die eine wichtige Zielsetzung der Arbeit des Goethe-Instituts in Bosnien darstelle. Die *Sevdahlinka* könne eine »kulturelle Klammer zwischen den Bevölkerungsgruppen der erst zehn Jahre alten Nachkriegsgesellschaft« darstellen. Auch an diesem Beispiel wird somit sichtbar, wie etablierte politische Rationalitäten oder mobile Metaphern im Rahmen eines Projektes aufgegriffen und in lokale Handlungskontexte eingearbeitet werden.

Auf dieser Basis lassen sich drei Aspekte zu einem Zwischenfazit zusammenführen: Zunächst gilt es festzuhalten, wie stark die Schlüsselbegriffe,

68 | So zu lesen in dem einführenden Text des damaligen Institutsleiters in dem Begleitheft der CD, die im Rahmen dieses Projektes produziert worden ist: Goethe-Institut Bosnien und Herzegowina & Yaman d.o.o.: *Bentbasa. Sevdalinka – Bosanska ljubavna pjesma / Bosnische Liebeslieder / Bosnian Love Songs*. Sarajevo 2006. Auch die folgenden Zitate entstammen diesem Text.

Grundprinzipien und Leitmotive des politischen Narrativs die Projekt- und Übersetzungsarbeit der Kulturmittler präkonfigurieren. Sichtbar wird ein Arbeitsmodus, der zentrale Bestandteile der imaginären Dimension Auswärtiger Kulturpolitik in konkrete Formate inkorporiert und hierdurch zugleich zur Kohärenz des translokalen Politikbereiches beiträgt. Zweitens sind die genauen Ausformungen solcher Bezugnahmen in der Regel aber nicht unausweichlich oder gar zentral vorgegeben. Innerhalb des etablierten Rahmen-narrativs sind flexible Übersetzungen möglich. Diese Vielfalt ergibt sich sicherlich aus den Interessen und Arbeitsschwerpunkten des Leitungspersonals oder aus zeitlich begrenzten Themenkonjunkturen. Sie ergibt sich aber vor allem aus der Intention, dialogische Formate zu entwickeln, die mit lokalen Notwendigkeiten, Realitäten und Diskussionen korrespondieren sowie zugleich möglichst nachhaltige Wirkungsketten hervorrufen sollen. Aus dieser Arbeitspraxis gehen temporäre Formationen hervor, die Fragestellungen, Wissensbestände, Kooperationspartner, institutionelle oder lokale Kontexte, Ressourcen und Künstlerinnen auf eine jeweilige Weise verbinden. Zielsetzungen der deutschen Auswärtigen Kulturpolitik werden in diesem Rahmen weniger linear umgesetzt, sondern durch habitualisierte Bezugnahmen zirkulär mobilisiert. Drittens zeigt sich das Vermögen, *Deutschlandbezüge herstellen* als zentrale Orientierungsgröße im politischen Narrativ und im Selbstverständnis der policy community in der Projektarbeit flexibel aufzugreifen und ihre Anschlussfähigkeit durch Verflechtungen kultureller oder wissenschaftlicher Praxis oder Reskalierungen der Bezugsgrößen zu erweitern. Gleichzeitig stellen sich *Deutschlandbezüge* durch die beschriebene Inkorporierung von politischen Zielvorstellungen fraglos auch dann her, wenn sie in der inhaltlichen oder personellen Zusammenstellung eines Projektes nicht zentral erscheinen. Den Aspekt der *neuartigen Anschlüsse*, die sich für eine nationalstaatlich initiierte Kulturpolitik durch die Reskalierung ihrer Bezugsgrößen schaffen lassen, werde ich in der letzten Passage dieses Abschnitts anhand eines weiteren Beispiels aus Sarajevo vertiefen.

Geteilte Geschichten: Europa als kulturpolitische Metapher

»Wenn ich über ›Europa‹ komme, komme ich nicht von außen, sondern bin schon dabei«,⁶⁹ erläutert mir die Institutsleiterin die Potenziale einer spezifischen Form der Positionierung als deutsche Kulturmittlerin in Sarajevo, die an ihrem vorherigen Einsatzort in Pakistan nicht gegeben waren. Denn hier begegnet sie »der europäischen Kultur in ihrer besonderen, bosnischen Ausprägung«. Aus dieser Beobachtung zieht meine Gesprächspartnerin zumindest zwei Schlussfolgerungen: Zum einen gestattet diese Konstellation Formen des

69 | Interview vom 23. Juli 2009; auch die folgenden Zitate in diesem Textteil.

Dialogs, in denen es – anders als etwa in arabischen oder afrikanischen Ländern – nicht zuerst um die Herstellung von Gleichwertigkeit gehen müsse: »In Europa hat man schon eher das Gefühl, man verhandelt auf Augenhöhe. Man nimmt das einfach an. An anderen Orten muss man das erst mal klarstellen.« Zum anderen »stellt sich die deutsche Kulturarbeit hier nicht als nationale Kulturarbeit dar, sondern als Teil eines facettenreichen Europas«. Das Bild eines *Dialogs auf Augenhöhe* geht also mit der Tendenz einher, *Repräsentationen des Nationalen zu europäisieren* – etwa indem etablierte Vorstellungen von einem »inneren« und einem »äußeren Raum der Kultur« sukzessive zu einem gemeinsamen Kontext verbunden werden:

»Vieles was man als deutsch ansehen würde, ist erst mal europäisch. Man teilt ja eine große gemeinsame Geschichte. Also, als ich in mein erstes Institut im Ausland, nach Syrien gegangen bin und mir dort in der Bibliothek anschauete, was für klassische Musik-CDs wir da haben, da hatte ich das Gefühl, da fehlt unheimlich viel von meinem Erbe. Ich wollte schon wild protestieren, was das für eine einseitige Auswahl ist oder warum da so viele Sachen fehlen bis mir klar geworden ist: Ich trage, was klassische Musik angeht, ein europäisches Erbe in mir und da werden jetzt, weil wir ein deutsches Kulturinstitut sind, Dinge getrennt, die aber einfach epochenmäßig zusammengehören. Ich würde nie sagen, wenn ich an klassische Musik denke: ›Was ist mein deutsches Erbe?‹ Das ist nun vielleicht extrem ein europäisches Erbe, aber das würde ich bei ganz vielen Sachen sagen: Philosophie oder wenn ich an die Aufklärung denke. Das ist europäisch. Wenn ich das dann zur Diskussion stelle, dann komme ich vielleicht eher auf einen deutschen Denker der Aufklärung als auf einen französischen, aber der ist nur zu denken in dem europäischen Kontext.«

Diese Entwicklung, einstmals national codierte Bestände stärker als Bestandteile einer »gemeinsamen Geschichte« und eines »geteilten europäischen Erbes« zu verstehen, verdeutlicht meine Gesprächspartnerin anhand eines weiteren Erlebnisses am Goethe-Institut in Syrien: Ein Vertreter der österreichischen Botschaft sei bei ihnen vorstellig geworden, da sie im Rahmen einer Veranstaltung Musik von Mozart aufführten. Dies wurde damals offenbar als übergreifend erlebt, sei aber heute in dieser Form kaum noch denkbar.⁷⁰ In der Konsequenz formuliert die Institutsleiterin ein zeitgenössisches Idealbild von ihrer Arbeit als deutscher Kulturmittlerin in Bosnien, das deutlich an das von der Europäischen Union etablierte Leitmotiv von der *Einheit in Vielfalt*⁷¹ erinnert: »Ich mache das deutsche Fenster auf. Aber es ist natürlich sehr schön, wenn ich das im europäischen Chor mache und die anderen Fenster sind auch auf.«

70 | Feldnotizen vom 6. April 2012.

71 | Siehe hierzu: Cris Shore: *Building Europe. The Cultural Politics of European Integration*. London, New York 2000.

Von Interesse ist, ob und auf welche Weise sich solche Positionen auch in der Entwicklung von Projektformaten, Organisations- und Arbeitsweisen niederschlagen – anders formuliert: welche neuen Anschlüsse lassen sich durch die Mobilisierung von *Europa* als einer kulturpolitischen Metapher schaffen? Vor diesem Hintergrund sticht zunächst die Betonung des »EUNIC-Clusters« in Sarajevo als »ein ganz wichtiges Instrument« hervor – also der lokalen Variante des Organisationsrahmens, den sich die offiziell beauftragten Kulturinstitute von EU-Mitgliedstaaten gegeben haben, um auf europäischer Ebene präsent zu sein und sich zugleich an jeweiligen Standorten auszutauschen.⁷² In Sarajevo nehmen auch die Kulturabteilungen der Botschaften – inklusive der Schweiz – an den Treffen und Aktivitäten dieses Clusters teil; lokale Partner sind von dieser Organisationsform hingegen ausgeschlossen. Europa konstituiert sich hier also durchaus vielstimmig, wenngleich ohne Vertreterinnen Bosnien-Herzegowinas sowie im Regelfall ohne die kulturpolitischen Repräsentanten von Nicht-Mitgliedstaaten der EU. Aber auch innerhalb dieser präkonfigurierten Diversität zeigt sich Europa als ein asymmetrisches Gebilde: etwa aufgrund der Tatsache, dass Deutschland, Frankreich und Großbritannien durch die Kulturabteilungen der Botschaften und die Kulturinstitute doppelt vertreten sind; oder aufgrund der substanziellen Unterschiede zwischen den Mitteln, die den Botschaften von Griechenland, Portugal oder Ungarn einerseits und dem staatlich beauftragten deutschen Kulturinstitut andererseits für die Realisierung von Programmen zur Verfügung stehen. Sichtbar werden solche Asymmetrien zugleich in den Potenzialen, eigene Zielsetzungen oder Aktivitäten in einen europäischen Rahmen zu stellen: In der Arbeitsgruppe »Sprache«, die sich zu einer koordinierten Umsetzung der europäischen Anforderungen an den Fremdsprachenunterricht und der Vorbereitung von lokalen Aktivitäten zum *Europäischen Tag der Sprachen* gebildet hat, sind nur Deutsche, Franzosen und Briten vertreten. Als die deutsche Institutsleiterin die Vertreterin der griechischen Botschaft zu einer Mitarbeit mit dem Hinweis einlädt, es ließen sich sicher Interessenten an einem griechischen Sprachunterricht in Sarajevo finden, antwortet diese: »I doubt it.«⁷³

Die Relevanz dieser europäischen Organisationsform für die kulturpolitische Praxis möchte ich am Beispiel eines Projektes erläutern: Während meiner Feldforschung in Sarajevo nutzt die Institutsleiterin dieses Cluster, um eines ihrer Herzensthemen in Bosnien-Herzegowina zu verankern. Den Ausgangspunkt bildet das Netzwerk *INPUT*, das sich im Jahr 1977 als ein globaler Zusammenschluss von Regisseuren, Produzentinnen und Redakteuren öffentlicher Fernsehprogramme gebildet hat. Dieses Netzwerk organisiert jährlich

72 | »EUNIC« steht für »European Union National Institutes for Culture«, siehe hierzu: <https://www.eunicglobal.eu> (letzter Zugriff am 4. November 2017).

73 | Feldnotizen vom 26. Mai 2009.

Konferenzen, zu denen – laut Selbstbeschreibung – über 1000 »television professionals« aus über 50 Ländern an wechselnden Orten zusammenkommen, um eine Woche lang die besten und interessantesten Fernsehproduktionen zu sehen, sowie um neue Trends, Probleme, Themen, Methoden und Techniken in diesem Feld zu diskutieren.⁷⁴ Meine Gesprächspartnerin hatte dazu beigetragen, Ghana und Pakistan – zwei ihrer vorherigen Standorte – in dieses Netzwerk zu integrieren, indem sie etwa die Reise von Fernsehmachern zu den Konferenzen finanzierte oder Produktionen aus diesen Ländern in das Programm einzubringen versuchte. Ein gängiges Format zu einer solchen Verknüpfung stellt die Organisation einer *Mini-INPUT* dar. Dabei handelt es sich um eine mehrtägige Veranstaltung, auf der ein lokales Publikum eine kleine Auswahl der Beiträge schaut und diskutiert, die zuvor auf der globalen Konferenz gezeigt worden waren. Auf Basis ihrer bisherigen Erfahrung kam die Institutsleiterin bereits mit der Absicht nach Sarajevo, nach Möglichkeit auch Bosnien-Herzegowina durch die Organisation solcher *Mini-INPUTs* sowie durch die Entsendung von bosnischen Vertretern und Beiträgen an dieses globale Netzwerk anzudocken. Um diese Idee zu realisieren, gründet sie innerhalb des lokalen EUNIC-Clusters eine Arbeitsgruppe, die über mehrere Jahre hinweg *Mini-INPUT-Konferenzen* in Sarajevo organisieren wird. Projekt und Themenfeld erhalten einen europäischen Rahmen, der sich zunächst in der Organisationsform zeigt. Fünf oder sechs Partner treten gemeinsam als Projektteam auf, finanzieren die Anreise von Gästen aus ihren jeweiligen Ländern und vergrößern hierdurch nicht nur das Projektbudget:

»Das stärkt die Glaubwürdigkeit. Also wenn ich die Mini-INPUT nur als deutsches Kulturinstitut machen würde, dann wäre das eine schwächere Performance als wenn man das in einem europäischen Zusammenhang macht. Ganz abgesehen davon, dass man als Organisationsteam auch potenter ist, wenn es zum Beispiel darum geht, Leute einzuladen. Aber von der politischen Glaubwürdigkeit her ist mir das fast noch wichtiger.«⁷⁵

Zu dieser größeren Glaubwürdigkeit trägt auch eine Europäisierung des Gegenstandes bei: Denn im Zuge des Projektes wird öffentlich-rechtliches Fernsehen als ein »europäisches Kulturgut« definiert, das – ob als Anspruch oder Wirklichkeit – in einem europäischen Land existieren sollte und zugleich in gewisser Hinsicht dessen Europäizität demonstriert. Dieses gemeinsame *Kulturgut* kann aber – und das ist zentral – sehr unterschiedlich verstanden und realisiert werden. Nach Auffassung der Institutsleiterin vergrößert sich die Glaubwürdigkeit dieses Formats für ein lokales Publikum gerade dadurch,

74 | So in etwa die Selbstbeschreibung auf der Homepage: <http://input-tv.org/about> (letzter Zugriff am 4. November 2017).

75 | Interview vom 23. Juli 2009.

dass auf den *Mini-INPUTs* Tendenzen einer politischen Einflussnahme in Italien oder anderen EU-Staaten kritisch diskutiert werden – anders ausgedrückt: die Probleme des öffentlichen Fernsehens in Bosnien-Herzegowina zwischen chronischer Mittelknappheit, politischem Klientelismus und ethnonationaler Zersplitterung lassen sich in einen europäischen Rahmen heben und bearbeiten. Sie erscheinen vor diesem Hintergrund weniger als »defizitärer Sonderfall«, als wenn man die schwierigen lokalen Realitäten alleine als ein deutsches Kulturzentrum aufgreifen würde. Der Bezug auf *Europa* lässt mehr Variationen, Differenzen, weniger hierarchisierte Dialoge zu und ermöglicht zugleich die bereits zitierte Positionierung, trotz einer Entsendung aus Deutschland nach Bosnien »nicht von außen zu kommen«.

Anhand dieses Projektes wird somit deutlich, wie sich ein deutsches Kulturinstitut neue inhaltliche und organisatorische Anschlussmöglichkeiten schafft, indem es *Europa* als eine kulturpolitische Metapher mobilisiert und hierdurch unterschiedliche Raumbezüge miteinander verbindet: die *lokale Situation* des öffentlich-rechtlichen Fernsehens als Ausgangsproblem; die *trans-lokalen Erfahrungen* der Institutsleiterin mit einem *globalen Netzwerk*; die Entwicklung eines *europäischen Organisationsformats*, um dieses Themenfeld *lokal* zu verankern; das Bemühen des Projektteams, zu den *Mini-Inputs* nicht nur Vertreterinnen unterschiedlicher Sender im fragmentierten Bosnien-Herzegowina, sondern auch aus anderen Nachfolgestaaten Jugoslawiens zusammenzubringen und der Veranstaltung somit eine *regionale Dimension* zu geben; das Vermögen eines *deutschen Kulturinstituts*, sich als Veranstaltungsort eines solchen *europäischen Projektes* mit *globalen Verbindungen* in der Stadt Sarajevo zu positionieren – kurz: durch Bezugnahmen auf *Europa* lässt sich der Referenzrahmen für die Repräsentations- und Übersetzungsarbeit deutscher Kulturmittler projektbezogen reskalieren. Gleichzeitig erweist sich »Europäisierung« hier als ein Prozess, der die situative Verbindung sehr unterschiedlicher Raumbezüge ermöglicht.

Diese bemerkenswerte Anschlussfähigkeit erklärt sich auch daraus, dass Sarajevo als ein Kreuzungspunkt unterschiedlicher europäischer Narrative und zum Teil widersprüchlicher »Projekte der Europäisierung«⁷⁶ hierfür einen ausgeprägten Resonanzraum bietet – ein Tatbestand, der auch in den Praxis- und Übersetzungsfeldern, die das Goethe-Institut umgeben, greifbar wird. Auffällig ist, dass die Stadt, ihre historische Entwicklung und kulturelle Spezifik in den Kontaktzonen, in denen sich lokale und externe Wahrnehmungsmuster begegnen, immer wieder und explizit eng mit *Europa* verknüpft wird. Ich möchte dies durch vier kurze Verweise andeuten:

76 | So der Titel des bereits zitierten, durch Gisela Welz & Annina Lottermann herausgegebenen Sammelbandes.

- i. So beschreibt der Schriftsteller Dževad Karahasan in seinem Buch über die Belagerung, das »Hotel Europa« als »das technische und semantische Zentrum der Stadt Sarajevo« – also als den Ort, an dem sich »der türkische und der österreichisch-ungarische Teil der Stadt« begegnen, »Mitteleuropa« und »Orient« einander durchdringen und somit die besondere »Identität Sarajevos« ästhetisch erfahrbar wird.⁷⁷ Die Zerstörung des Hotels durch die Belagerer erscheint hier als Sinnbild für einen Angriff auf die spezifische Europäizität der Stadt und ein Verständnis von Europa, das auf Begegnung, Verflechtung und Zusammenleben in Diversität aufbaut.
- ii. Im Kontext von Veranstaltungen, die das Goethe-Institut zum 20. Jahrestag des Falls der Berliner Mauer in Sarajevo organisiert, wird mehrfach die Formulierung genutzt, »die Trümmer der Berliner Mauer seien den Bosniern auf die Köpfe gefallen«⁷⁸ – ein Sprachbild, das auf innereuropäische Verflechtungen ebenso verweist wie auf die asymmetrischen Effekte, die aus der geopolitischen Transformation des Kontinents nach Ende des Sozialismus für unterschiedliche Regionen folgten.
- iii. Im Rahmen einer öffentlichen Projektpräsentation des geplanten *Museums der Belagerung* im Jahr 2012 erklärt einer der Ideengeber, die Bewohner von Sarajevo hätten durch ihr Bleiben während des Krieges die Multikulturalität der Stadt und somit explizit »europäische Werte« verteidigt. Daher erwarte er, dass sich Europa heute solidarisch mit der Stadt zeige, auch wenn es während der Belagerung genau diese Solidarität verweigert habe.⁷⁹
- iv. In einem Interview erklärt mir ein Theaterregisseur, Sarajevo sei eine der wenigen »emblematischen Städte des 20. Jahrhunderts, insbesondere in Bezug auf Europa«.⁸⁰ In den folgenden Gesprächspassagen verweist er auf unterschiedliche Momente der Stadtgeschichte, an denen die Entwicklungen und Brüche der jüngeren europäischen Geschichte in verdichteter Form greifbar werden: das Attentat auf das österreichische Thronfolgerpaar 1914 mit all seinen Konsequenzen; die weitgehende Ermordung der jüdischen Bevölkerung im Zuge der Besatzung im Zweiten Weltkrieg und die hieraus folgende Zerstörung des Charakters der Stadt als eines der großen jüdischen Zentren; die ausgreifende Erweiterung Sarajevos im Kontext der sozialistischen Moderne und deren Urbanisierungspolitiken; die kosmopolitische Atmosphäre während der Olympischen Spiele 1984; und die Normalität eines Lebens in Diversität, das vor den 1990er Jahren niemand »Multikulturalität« genannt habe, da es ein im Alltag »integrated organic cultural concept« gewesen sei. Auch in diesem Gespräch zeigt sich der letz-

77 | Dževad Karahasan: Tagebuch der Aussiedlung. Klagenfurt 1993, S. 91ff.

78 | Feldnotizen vom November 2009.

79 | Feldnotizen vom 5. April 2012.

80 | Interview vom 16. November 2009; auch die folgende Sequenz.

te Krieg – hier repräsentiert durch die Zerstörung der bosnischen Nationalbibliothek – als der virulenteste Punkt der metaphorischen Verknüpfung der Stadt mit »Europa«: »And that's the major blow – on the cultural level, not only to the city, but also to Europe. Because the bombing of the library, which wasn't a military target, was specifically aimed to destroy the memory of the multicultural way in this city, in this country, and therefore in Europe. So there was a twofold genocide in this country: Genocide against the Bosnian Muslims, but also the genocide against the multicultural idea of living together. Despite that, during the war, a handful of the artists kept this multicultural idea alive. And to this day, we have a cultural pluralism in this city.«

Sichtbar wird an diesen Beispielen, dass *Europa* für bosnische Kulturschaffende keine Leerformel und auch keinen alltagsfernen Gegenstand politischer Reden darstellt, sondern eine historisch geschichtete, umstrittene und durchaus wertvolle Kategorie, über deren Mobilisierung sich in *transnationalen Kontaktzonen* ambivalente Effekte erzielen lassen. In Sarajevo steht Europa gewissermaßen existenziell zur Debatte: Es zeigte sich bedroht durch die ethnonationalistischen Angriffe der Belagerer auf die »organische«, alltäglich gelebte Diversität, aber auch durch die Zögerlichkeit der europäischen Staaten, die umschlossene Stadt zu unterstützen – eine Erfahrung, die bosnische Kulturschaffende in Gesprächen mit Westeuropäern häufig situativ eine Position moralischer Überlegenheit als »Verteidiger europäischer Werte« beanspruchen lässt, auch um von den Entsandten internationaler Organisationen ein größeres finanzielles Engagement oder geringere Eingriffe in die inhaltliche Arbeit einzufordern. Es ist naheliegend, solche Positionierungen nicht alleine als eine Reaktion auf die lokale Erfahrung von Krieg und Belagerung zu erklären, sondern auch als Ausdruck der historischen Marginalisierungen des Landes und seines strukturellen Ausschlusses aus dem gegenwärtigen politischen Projekt der Europäischen Integration zu begreifen. Entsprechend hat Kimberley Coles herausgearbeitet, dass aktuelle Formen der Exklusion zwar fraglos in etablierten Beschreibungstraditionen des »Balkans« als »strukturell gehasstes Alter Ego Europas«⁸¹ gründen, insbesondere aber auch in dem alltäglichen Zusammentreffen von »internationals« und »locals« im Zuge der unterschiedlichen Stabilisierungsmissionen der »internationalen Gemeinschaft« reproduziert werden:

81 | So eine Formulierung von Maria Todorova, auf deren Studie sich Kimberley Coles beruft: Maria Todorova: Die Erfindung des Balkans. Europas bequemes Vorurteil. Darmstadt 1999, S. 37.

»However, in conducting research on democratization among internationals in Bosnia-Herzegovina, I found that they were highly ambivalent about the Europe enlargement project they worked towards: they were simultaneously drawn to and repelled by the process and idea. They viewed Bosnia as geographically »in« Europe and explicitly worked towards the goal of political, social and economic inclusion into a common, unified, post-Cold War Europe, yet constructed boundaries that maintained difference. Boundary shifts kept the Bosnian categorically separate, as non-European (or not yet fully European) and as lacking, in some cases inherently, certain requisite features of a cosmopolitan pan-European mentality.«⁸²

Wahrnehmungen von Bosnien als einem ambivalenten Zwischenraum werden demnach genau in den Arbeitsfeldern reaktiviert, die eigentlich auf alltägliche Kooperation ausgerichtet sind und sich an der Zielvorstellung einer Heranführung des Landes an die EU orientieren. Dies erklärt sich zum einen aus dem unterschiedlichen Status der lokalen und internationalen Mitarbeiter, die hier Tag für Tag zusammenkommen; zum anderen zeigt sich in solchen Kontexten die Dominanz eines Verständnisses von *Europa*, das maßgeblich an westlichen Erfahrungen entwickelt worden ist und bestimmte politische Realitäten, Einstellungen oder Verhaltensweisen in Bosnien als »rückständig«, als »not yet fully European« erscheinen lässt.

Ähnlich wie die Forschungspartner von Kimberley Coles erklärt mir die Leiterin des Goethe-Instituts in Sarajevo, dass sie ihre Präsenz und Aktivitäten vor Ort in den größeren Kontext des internationalen Projektes der Europäisierung des Landes stellen möchte: Auf einer Fortbildung zur Öffentlichkeitsarbeit sei sie aufgefordert worden, einen eingängigen Leitsatz zur Beschreibung ihrer Tätigkeit zu entwickeln. Dort habe sie formuliert, dass die gesamte Arbeit des Goethe-Instituts im Land darauf ausgerichtet sein sollte, »Bosnien-Herzegowina auf dem Weg in die EU zu begleiten«. Aus diesem Grund sei es für sie von so zentraler Bedeutung, europäische Perspektiven und Rahmen für ihre Programme zu entwickeln. Die *Mini-Inputs*, die *Zukunftswerkstatt* oder das deutsch-französische *Artists-in-Residence-Projekt* in Banja Luka sind nur drei von vielen Beispielen, in denen *Europa* als eine verbindende Metapher, ein Organisationsrahmen oder ein Zielhorizont aktiviert wird. Vor dem Hintergrund von Coles' Beobachtungen mag es kaum überraschen, dass solche Bezüge auch hier ambivalente Effekte hervorrufen können: So nutzt meine Gesprächspartnerin Verweise auf die europäische Öffnung, die Deutschland in den letzten Jahrzehnten durchlaufen habe, um Differenz zu den kleinteiligen

82 | Kimberley Coles: Ambivalent Builders: Europeanization, the Production of Difference and Internationals in Bosnia-Herzegovina. In: Xavier Bougarel, Elissa Helms & Ger Duijzings (Hrsg.): *The New Bosnian Mosaic. Identities, Memories and Moral Claims in a Post-War Society*. Aldershot 2007, S. 255-272. S. 257.

ethnonationalen Identitätspolitik in Bosnien zu markieren und somit die aktuelle »Europafähigkeit« des Landes in Frage zu stellen:

»Also wenn ich vorhin gesagt habe, dass es wichtig ist, dass ich hier Kulturpolitik nicht im deutschnationalen Sinne mache, sondern dass ich's gut finde, dass man das in einem europäischen Kontext macht, so ist das ein Stück Wertedialog. Dass ich sage, »ihr verrennt euch da in nationale Abgrenzungen, wenn ihr wirklich Teil von Europa werden wollt, dann muss euch klar werden, dass eine nationale Einkastelung da kontraproduktiv ist. Und dass kann man aber nicht sagen, indem ich jetzt den Zeigefinger erhebe, sondern indem ich das einfach vorlebe und sage, das Deutsche geht nicht verloren, wenn ich es in einen europäischen Kontext setze, sondern es gewinnt eigentlich dadurch.«⁸³

Von Interesse sind solche Äußerungen zunächst, da meine Gesprächspartnerin die Repräsentation eines »europäischen Deutschlands« und die Unterstützung der Integration Bosnien-Herzegowinas in die Europäische Union als sinnvolle Übersetzungen der kulturpolitischen Zielvorstellung *Konfliktprävention durch Wertedialog* in den lokalen Handlungskontext benennt. Die diskursive Formation, die den Ausgangspunkt dieser Studie bildet, wird hier also durch die Mobilisierung einer europäisierten Version der etablierten Orientierungsgröße *Deutschlandbezug* sowie durch ein Andocken an einen großflächigen politischen Prozess aufgegriffen. Zugleich werden an diesem Zitat einige der Ambivalenzen der *Projekte der Europäisierung*, die deutsche Kulturmittler in Sarajevo aktivieren, sichtbar: Denn es enthält – trotz der geäußerten Zurückhaltung gegenüber Bevormundungen – die Perspektive, dass eine bestimmte, (west-)europäische Entwicklung den Orientierungspunkt und Normalfall darstellt. Hierbei gerät in den Hintergrund, dass sich Europa eben auch in den bosnischen Erfahrungen mit postsozialistischer Transformation, Krieg und Fragmentierung konstituiert, dass die Instabilitäten in diesem Teil des Kontinentes und die Europäische Integration in anderen Teilen eng miteinander verwoben sind, dass ethnonationale Projekte auch in Westeuropa zunehmend Präsenz und Raum gewinnen oder dass die Europäisierung nicht zwingend Einschluss und Öffnung bedeutet, sondern immer auch Potenziale der Exklusion und Marginalisierung mit sich bringt.

Somit bleibt festzuhalten, dass die Mobilisierung von *Europa* als einer kulturpolitischen Metapher die Anschlussmöglichkeiten einer nationalstaatlich initiierten Kulturpolitik maßgeblich erweitert und auch den intendierten Wirkungsketten eine neue Richtung zu geben vermag. Die zentrale Orientierungsgröße *Deutschlandbezüge herstellen* verschwindet hierdurch nicht, erscheint aber durch situative Reskalierungen des Referenzrahmens deutlich flexibler und stärker mit anderen Raumprojekten verwoben. Die Trennungen der wei-

83 | Interview vom 23. Juli 2009.

terhin wirkmächtigen dichotomischen Logik des politischen Narrativs lassen sich somit zumindest im Hinblick auf Europa durch Bilder von einer »geteilten Geschichte« und einem »gemeinsamen Erbe« relativieren. Im Rückgriff auf Shalini Randeria – bereits in der Einleitung diskutierten – Bemerkungen zu der doppelten Bedeutung des deutschen Wortes »geteilt« – »shared« und »divided« in der englischen Übersetzung – lässt sich die Frage formulieren, ob und in welchem Umfang, die Brüche, Asymmetrien und Spaltungen, die Europa bis in die Gegenwart teilen, in diesen Projektformaten Berücksichtigung finden. Hier ergibt sich ein ambivalentes, wenngleich produktives Bild: Die privilegierte Position einer deutschen Kulturmittlerin spiegelt sich in dem Vermögen wider, eine bestimmte Perspektive auf die Grundlagen und den Verlauf europäischer Integration als Norm zu setzen; gleichzeitig eröffnen gerade Bezugnahmen auf *Europa* für bosnische Kooperationspartner einen Artikulationsraum, um alternative Erfahrungen und Gegenpositionen einzubringen. Die Asymmetrien innerhalb der kulturpolitischen Praxis- und Übersetzungsfelder werden hierdurch nicht aus den Angeln gehoben, aber zumindest kritisch perspektiviert.

5. KONFLIKTPRÄVENTION UND IHRE REIBUNGSFLÄCHEN: VERKNÜPFEN ALS NAVIGIERENDE WISSENSARBEIT

Die vielfältigen Herausforderungen einer kulturpolitischen Übersetzungsarbeit verdichten sich durch das Auftauchen der Begründungsfigur *Auswärtige Kulturpolitik als Konfliktprävention*. Auch wenn die etablierte Orientierungsgröße *Deutschlandbezüge herstellen* fraglos bereits auf die Suche nach lokal funktionierenden Anschlüssen ausgerichtet ist, so verbleibt die Vermittlungspraxis hier doch weitgehend in einem gesicherten Rahmen: Ein solcher programmatischer Fokus eines deutschen Kulturinstituts besitzt für Mitarbeiterinnen, Projektpartner und Besucherinnen eine direkte Plausibilität. Die Zielvorstellung *Konfliktprävention* mobilisiert hingegen – bei aller Vagheit – den Auftrag, sich explizit den Bruchlinien, Problemlagen und Defiziten an den Einsatzorten zuzuwenden und Möglichkeiten kulturpolitischer Interventionen in umstrittene Felder auszuloten.

Kulturmittler reagieren auf diese Aufforderung einerseits mit der Entwicklung neuer Zugänge und Formate, andererseits aber auch mit Skepsis: Verfügen wir tatsächlich über die Kompetenzen, finanziellen Mittel und das Standing, um in Konfliktkonstellationen nachhaltige Effekte zu erzielen? Besitzen unsere Leitbegriffe an den Einsatzorten die gleichen, positiven Konnotationen? Wie sollen wir mit fehlenden staatlichen Strukturen, materiellen Ressourcen und unzureichenden Planungssicherheiten umgehen? Und anhand welcher Kriterien lässt sich feststellen, ob unsere Maßnahmen erfolgreich sind? Sol-

che Fragen verweisen auf *Problematisierungen*, die in der Arbeitspraxis an den *Reibungsflächen* unterschiedlicher Diskurse, Erwartungen, Denklagen und Materialitäten entstehen. *Verknüpfen* betrachte ich als einen vierten Übersetzungsmodus, der trotz solcher Reibungen translokale Verbindungen herzustellen versucht und zugleich *Navigationen durch asymmetrische Felder und ihre diskursiven Brechungen* ermöglicht.

Die Untersuchung dieser Verknüpfungsarbeit steht nun im Zentrum. Hierzu wende ich mich zunächst den Präsenzen der »Konflikte« im Arbeitsumfeld der Goethe-Institute zu, um ein klareres Bild von den Problemlagen, mit denen eine *Auswärtige Kulturpolitik als Konfliktprävention* umgehen müsste, zu zeichnen. Hierauf aufbauend diskutiere ich einige der Ausgangspunkte, Vorgehensweisen und Formate, die Kulturmittler entwickeln, um solche Präsenzen aufzugreifen und mit den Zielvorstellungen dieser Policy zu verknüpfen.

Komplexe Gefüge: Konflikte als kulturpolitische Arbeitskontexte

Anthropologinnen haben an medialen Berichten und politischen Debatten zu den gewaltdurchzogenen Auseinandersetzungen, welche die Welt seit Ende des Kalten Krieges prägen, häufig eine Tendenz zur Vergegenständlichung moniert. Demnach dominieren Vorstellungen von »Konflikten« als zeitlich, geografisch und kausal eingrenzbares Phänomenen mit isolierbaren »Problemen« solche Diskussionen. Zugleich würden zumeist interessengeleitete, politisch gesetzte »offizielle Wahrheiten« – etwa von den Ursachen, Konfliktlinien, Anfangs- und Endpunkten, von Schuld und Verantwortung für eine Auseinandersetzung – unkritisch reproduziert; hegemoniale Narrative erschienen als unhinterfragbare und gültige Tatsachenbeschreibungen. Solche Repräsentationen trügen ebenfalls dazu bei, Konflikte in bestimmten Regionen zu verorten und transportierten somit die Botschaft, dass zentrale Probleme der gegenwärtigen Welt(un)ordnung nicht »bei uns« – in den westlichen Zentren – liegen, sondern eben in Palästina, Israel, Bosnien-Herzegowina oder andernorts.⁸⁴

84 | Zum Einstieg in Fragestellungen und Vorgehensweisen einer Anthropologie politischer Gewalt siehe etwa: Antonius C. G. M. Robben & Carolyn Nordstrom: Introduction: The Anthropology and Ethnography of Violence and Sociopolitical Conflict. In: Carolyn Nordstrom & Antonius C. G. M. Robben (Hrsg.): *Fieldwork under Fire. Contemporary Studies of Violence and Survival*. Berkeley, Los Angeles, London 1995, S. 1-23 sowie: Nancy Scheper-Hughes & Philippe Bourgois: Introduction: Making Sense of Violence. In: Dies. (Hrsg.): *Violence in War and Peace. An Anthology*. Malden, Oxford, Carlton 2004, S. 1-31. Beide Autorenteams formulieren kritische Positionen zu einer konzeptionellen »Vergegenständlichung« von »Gewalt«.

In meiner Suche nach Spuren und Bedeutungsebenen der Konfliktkonstellationen im Arbeitsalltag der beiden Goethe-Institute habe ich mich von solchen Kritiken inspirieren lassen und – als eine Art Gegenentwurf – ein Konzept von »Konflikten« als *vielfältig geschichteten, translokal verwobenen Gefügen*⁸⁵ entwickelt: Gefüge aus unterschiedlichen Akteuren, Interessen, politischen und ökonomischen Rationalitäten, physischen Akten, translokalen Relationen, diskursiven Deutungen und Verarbeitungen sowie aus vielfältigen materiellen, politischen und kulturellen Effekten; Gefüge, die zumeist tief in den Verflechtungen, Asymmetrien und Austauschbeziehungen einer (post-)kolonialen Welt verankert sind und alleine deshalb immer auch globale Phänomene darstellen; Gefüge, deren Ausmaß, deren Verknüpfungen, deren jeweilige Vehemenz und zu einem bestimmten Zeitpunkt dominante Ausdrucksform Wandlungen unterliegen; Gefüge, in denen die sichtbare physische Gewalt immer nur die »Spitze des Eisberges«⁸⁶ darstellt; Gefüge für die sich – wahrscheinlich, aber auch das wäre zu diskutieren – ein jeweiliger makropolitisch Kern, ein makropolitisch Problem identifizieren lässt, dessen Auswirkungen und Effekte aber räumlich und zeitlich weiter reichen und Eigenlogiken produzieren, die sicherlich nicht durch einen Fokus auf ein solches Zentrum alleine verstanden werden können;⁸⁷ Gefüge, die sich also nicht räumlich eindeutig begrenzen lassen, aber dennoch bestimmte lokale Kontexte durchziehen und sich hier durch ihre Verwebungen mit situierten Wahrnehmungsmustern, gesellschaftlichen Debatten und Ritualisierungen des Alltags zu einer grundlegenden

85 | In der Konzipierung von Konflikten als »komplexe Gefüge« greife ich sowohl auf Positionen einer Anthropologie politischer Gewalt als auch auf Diskussionen zu »(globalen) Assemblagen« zurück. Siehe zum ersten Punkt neben den genannten Texten von Robben/Nordstrom und Scheper-Hughes/Bourgois auch: Carolyn Nordstrom: A Different Kind of War Story. Philadelphia 1997, insbesondere ihre Bemerkungen zu »warscapes«, S. 37f.; zur »ethnography of a warzone«, S. 78ff. und zur Reproduktion der Gewalt auf den unterschiedlichen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens, S. 214. Siehe zu (globalen) Assemblagen exemplarisch: Stephen J. Collier & Aihwa Ong: Global Assemblages, Anthropological Problems. In: Aihwa Ong & Stephen J. Collier (Hrsg.): Global Assemblages. Technology, Politics, and Ethics as Anthropological Problems. Malden, Oxford, Carlton 2005, S. 3-21 und: Saskia Sassen: Das Paradox des Nationalen. Territorium, Autorität und Rechte im globalen Zeitalter. Frankfurt 2008.

86 | Philippe Bourgois: Recognizing Invisible Violence: A Thirty-Year Ethnographic Retrospective. In: Barbara Rylko-Bauer, Linda Whiteford & Paul Farmer (Hrsg.): Global Health in Times of Violence. Santa Fe 2009, S. 17.

87 | Siehe zum Verhältnis zwischen makropolitischem Zentrum und mikropolitischen Konstellationen, Kämpfen und Effekten zur Erklärung von Konfliktverläufen exemplarisch: Stephen C. Lubkemann: Culture in Chaos. An Anthropology of the Social Condition in War. Chicago, London 2008.

Rahmenbedingung menschlicher Existenz verdichten können.⁸⁸ Anhand von drei Dimensionen möchte ich nun die vielfältigen und dynamischen Präsenzen, die solche komplexen Gefüge in den translokalen Praxis- und Übersetzungsfeldern der Goethe-Institute in Ramallah und Sarajevo besitzen können, diskutieren.

(i) Materielle Spuren und Alltagsgespräche

So schlagen sie sich zunächst in *materiellen Spuren im Raum* nieder. In *Ramallah* sind es Grenzen, Mauern, Schranken und Zugangsbeschränkungen, die räumliche Ordnungen schaffen und Menschen mit unterschiedlichen Status ausstatten. Keine Besucherin des Goethe-Instituts, die den Weg zwischen Jerusalem und Ramallah überwindet, kann diese materiellen Effekte der Besatzung übersehen. Der israelische Architekt Eyal Weizman bezeichnet diese variablen Materialitäten und kontinuierlichen Verschiebungen von Grenzen als »elastische Geografien« der Okkupation, in denen

»triviale Elemente der Städteplanung und Architektur zu taktischen Instrumenten und zu Mitteln der Enteignung geworden (sind). Unter dem israelischen Regime einer »unberechenbaren Besatzung« werden das Leben der Palästinenser, ihr Besitz und ihre politischen Rechte regelmäßig verletzt, und das nicht nur durch die häufigen Übergriffe der israelischen Armee, sondern auch durch einen Prozess, der ihre Umgebung in unvorhersehbarer Weise laufend umgestaltet und sie dabei immer enger einschnürt.«⁸⁹

Die räumlichen Ordnungen aus Mauern, Zäunen, Checkpoints, Armee-Stützpunkten, jüdischen Siedlungen, unterbrochenen Zugangswegen oder exklusiven Siedlerstraßen sind dabei nicht nur der sichtbare Ausdruck eines asymmetrischen Konfliktverlaufs und der politischen Rationalitäten der Besatzung, sondern stellen zugleich die zentralen Rahmenbedingungen des Alltags sowie des gesellschaftlichen und kulturellen Lebens – und somit auch der Arbeit eines Goethe-Instituts – im Westjordanland dar.

In *Sarajevo* stechen zunächst verbliebene Ruinen und die Vielzahl von Einschusslöchern in Häusern als materielle Spuren des Konfliktes ins Auge. Daneben sind es hier aber vor allem arrangierte *materielle Erinnerungsorte*, die im urbanen Raum auf den Krieg verweisen: etwa ein als nationale Gedenkstätte angelegter Friedhof für die gefallenen Verteidiger der belagerten Stadt; mit

88 | Siehe zu den unterschiedlichen Dimensionen oder Schichten von Gewalt, sowie der Konzipierung von »Gewalt« als einem fließenden, gesellschaftliche Kontexte und Räume durchdringenden Phänomen: Antonius C. G. M. Robben & Carolyn Nordstrom: Introduction, S. 5.

89 | Eyal Weizman: Sperrzonen. Israels Architektur der Besatzung. Hamburg 2008, S. 10f.

roter Farbe gefüllte, künstlerisch transformierte Einschusslöcher in Straßen; oder ein Denkmal für die 64 Opfer eines Granateneinschlags in der zentralen Markthalle, der die NATO im Februar 1994 schließlich doch zu dem aktiven Beschuss der Belagerer bewegt haben soll. Die materiellen Spuren im Stadtbild verweisen hier also auf die Vergangenheit und zugleich auf lokale Gedächtnispolitiken: verbliebene Schäden einerseits; materialisierte Formen der Erinnerung, denen eine in der Stadt etablierte, offizielle Deutung der Geschichte eingeschrieben ist, andererseits. Auf dieser Basis lässt sich in Sarajevo keine mit Ramallah vergleichbare kontinuierliche und gegenwärtige Präsenz eines gewaltdurchzogenen Konflikts ausmachen. Ein Besucherin erhält hier als ersten Eindruck: Die Schlachten sind gekämpft, die Toten begraben, die Schuldigen benannt.

Die komplexen Gefüge werden gleichfalls in *Alltagsgesprächen* greifbar. In *Ramallah* antwortet eine Rezeptionistin auf meine Frage nach der Auslastung ihres Hotels: Es laufe ganz gut, »am wichtigsten ist, dass ›sie‹ den Iran nicht angreifen«. Sie verweist hierdurch auf die permanente Präsenz des Konfliktes in Form einer kontinuierlichen Unsicherheit sowie der Befürchtung, dass sich Gewalt im Prinzip jederzeit realisieren und den Alltag, die individuellen und ökonomischen Lebensprojekte beschädigen oder zerstören kann – auch dann, wenn man nicht selbst zu ihrem Ziel wird: Falls Israel den Iran angreifen sollte – so die Befürchtung meiner Gesprächspartnerin – würden ausländische Besucher das Westjordanland zunehmend meiden und sich die Lebensumstände aufgrund eines noch strengeren Besatzungsregimes weiter erschweren. Die strukturellen Dimensionen dieser Konstellation ruft eine Mitarbeiterin des Goethe-Instituts auf: »Die Lage in den Palästinensischen Gebieten wird immer schlimmer – trotz oder wegen der jahrelangen Verhandlungen«, und hebt dabei den zunehmenden Wassermangel in vielen palästinensischen Gemeinden hervor – ein direkter Effekt der Besatzung, da das Wasser aus dem Westjordanland bevorzugt von den jüdischen Siedlungen genutzt oder nach Israel geleitet werde, um von dort wieder teurer an palästinensische Haushalte verkauft zu werden – sofern etwas übrig geblieben sei. Ein Kollege spricht von den möglichen direkten Auswirkungen des Konflikts auf die Projektarbeit des Goethe-Instituts und bringt hierdurch zugleich die kontinuierliche Präsenz der Besatzung im alltäglichen Denken und Sprechen zum Ausdruck: »Ein israelischer Jeep auf *Al-Manara* und unsere ganze schöne Planung ist nichts mehr wert.«⁹⁰

In *Sarajevo* erzählen Gesprächspartner häufig bereits in ersten Begegnungen von ihrem Aufenthalt als Kriegsflüchtlinge in Deutschland, von erzwungenen Umsiedlungen innerhalb Bosniens oder auch von den Hindernissen,

90 | Feldnotizen vom 4. Oktober 2008; bei *Al-Manara* handelt es sich um den Hauptplatz von Ramallah.

nach Ende der Kampfhandlungen an ihre ursprünglichen Wohnorte zurückzukehren. Sie benennen hierdurch einen nachhaltigen Effekt der Gewalt: Das Land ist heute – demografisch, symbolisch, politisch – sehr viel deutlicher entlang von ethnoreligiösen Prinzipien geteilt als vor dem Krieg. In eine ähnliche Richtung weisen die häufigen Klagen über die gegenwärtigen Blockaden politischer Entscheidungen und Entwicklungen durch die Machtspiele der ethnonationalen Eliten – eine Konstellation, die in der Regel mit den »eingefrorenen Fronten« des Krieges, aber auch mit den politischen Ambivalenzen des international vermittelten Friedensschlusses von Dayton – die territoriale Einheit des Landes zu bewahren, aber die ethnonationale Segregation zum zentralen politischen Ordnungsprinzip zu erheben – in Zusammenhang gebracht wird. Auch wenn die dysfunktionale, stagnierende politische Gegenwart in Bosnien-Herzegowina zumeist als eine Konsequenz des Krieges dargestellt wird, so verweisen Gesprächspartner hier praktisch nie auf Alltagsstrategien, die im Umgang mit akuten, potenziell gewalttätigen Ausformungen des Konflikts entwickelt werden müssten.

Bereits erste Alltagsgespräche fördern somit in Ramallah und Sarajevo *andere temporale Strukturen*, also eine jeweils andere Verwebung der Vorstellungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit der lokal situierten Konfliktkonstellation zutage: Die Erfahrung von Gewalt bildet in Sarajevo das prägende Moment für die Wahrnehmung, Deutung und Narrativierung der Vergangenheit und wird vereinzelt für eine imaginierte Zukunft nicht ausgeschlossen.⁹¹ Für die praktische Gestaltung der Gegenwart spielt sie hingegen nicht die gleiche Rolle wie in Ramallah, wo sie – durch die Möglichkeit nächtlicher *incursions*, der Demütigung an Checkpoints, immer neue Mobilitätsbeschränkungen, außerordentliche »Strafaktionen« des israelischen Militärs in den besetzten Gebieten, durch die Auswirkungen innerpalästinensischer oder internationaler Konflikte – den Alltag grundlegend strukturiert.

(ii) Umstrittene Territorien und symbolische Raumordnungen

Anhand solcher materieller Spuren und Alltagsgespräche lässt sich verdeutlichen: Die Kategorie »Raum« ist im Westjordanland und in Bosnien-Herzegowina auf eine grundlegende und zutiefst alltagsrelevante Weise umstritten.

91 | Ein lokaler Mitarbeiter des Goethe-Institutes äußerte mir gegenüber: »Wir bereiten uns auf einen neuen Krieg vor. Es ist unmöglich, dass die Serben damit davon kommen.« Und: »Dayton hat den Konflikt nicht beendet, sondern nur gestoppt. Es ist wie beim Fußball: Jetzt steht es 1:0, aber jedes Spiel hat zwei Halbzeiten.« (Feldnotizen vom 10. Juni 2009) Es handelt sich bei dieser Aussage um den einzigen mir gegenüber geäußerten direkten Verweis auf die Möglichkeit eines Gewaltausbruchs, der darüber hinaus auch nicht als Determinante des Alltags angeführt wird, sondern als zukünftige Revanche imaginiert wird.

Beide Territorien sind durch Gewaltgeschichten codiert und von kaum miteinander zu vereinbarenden politischen Ansprüchen durchzogen; sie werden durch bewegliche Grenzen neu strukturiert und einzelne Orte von ihren historisch gewachsenen Bezugspunkten abgetrennt. Bewohnerinnen und Bewohner solcher Gebiete kommen nicht darum herum, in ihrer Alltagsgestaltung Lebensräume mit wechselnden Bedeutungen zu verknüpfen und hierdurch mentale Karten zu entwickeln, mit denen sie durch ihre Umgebung hindurch navigieren. *Symbolische Raumordnungen* verstehe ich vor diesem Hintergrund als kollektiv erschaffene, dynamische Positionierungs- und Orientierungsfelder. Auch wenn sich politische Projekte, Konfliktverläufe oder historisch gewachsene Raumnarrative hierbei als besonders wirkmächtig erweisen, so verfügen Individuen und Gruppen dennoch über Handlungspotenziale, sich – etwa durch alltägliche, künstlerische oder politische Praxen – unterschiedlich zu ihnen in Beziehung zu setzen, sie kritisch zu kommentieren oder situativ zu unterlaufen. Solche Auseinandersetzungen um die Relationen zwischen Räumen, Menschen und Bedeutungen durchziehen auch die Arbeitskontexte der beiden Goethe-Institute.

In *Ramallah* gibt es keine symbolische Ordnung des Territoriums, keine Positionierung oder mentale Orientierung im Raum jenseits der Besatzung. In Alltagsgesprächen mit Mitarbeiterinnen oder Partnern des Goethe-Instituts zeigen sich in diesem Zusammenhang zwei Pole: eine routiniert erscheinende Orientierung an den räumlichen Vorgaben der Besatzungsmacht einerseits und die explizite Darstellung der jetzigen territorialen Ordnung als einen illegitimen, anormalen und zugleich temporären Zustand andererseits. So nimmt etwa eine Schauspielerin aus Ramallah, die an einem Projekt des Goethe-Instituts in Bethlehem teilnehmen möchte, den langen Umweg einer östlichen Umfahrung Jerusalems in Kauf, da die israelischen Autoritäten ihr den direkten Weg verweigern. Eine Mobilität jenseits der Grenzen von Ramallah führt also zwangsläufig zu einer praktischen Orientierung an den politisch produzierten Raumordnungen. Ein anderer Projektteilnehmer nutzt später die Gelegenheit, um nicht einfach nur die Illegitimität der Besatzung des Westjordanlandes, des Gazastreifens und Ostjerusalems zu betonen, sondern mich zugleich auf die »eigentlichen«, arabischen Namen einzelner israelischer Städte hinzuweisen und sie somit als Teile eines *imaginären, gewissermaßen zeitlosen Palästinas* zu markieren. Zwischen diesen beiden Polen lassen sich die unterschiedlichsten Formen der Anpassung und Resistenz in Alltagsgesprächen und -situationen beobachten:

- die üblichste Form der Distanzierung besteht darin, Israel nicht beim Namen zu nennen und stattdessen routiniert von »48 Palestine« zu sprechen, um die Gebiete des »historischen Palästinas« zu bezeichnen, die 1948 Teil des Staates Israel wurden – eine Sprechweise, die auch

- viele entsandte Mitarbeiter internationaler Organisationen in Besprechungen mit Palästinensern übernehmen, selbst wenn sie im Gespräch untereinander ebenso selbstverständlich von »Israel« reden;
- auf einer Fahrt von Ramallah nach Bethlehem fordert mich eine Projektpartnerin während der Kontrolle an einem Checkpoint auf, unfreundlich zu den Soldaten zu sein, um ihnen klar zu machen, dass »wir ihre Besatzung nicht akzeptieren«;
 - viel Aufmerksamkeit erhalten im Umfeld des Goethe-Instituts ritualisierte Formen des Protests einzelner palästinensischer Dörfer gegen den weiteren Bau der Mauer;
 - im Zuge meiner häufigen Überquerungen von Checkpoints überrascht mich aber eher die Ruhe, mit der die Palästinenser die permanenten Beschränkungen und Maßregelungen zumeist über sich ergehen lassen – ein Eindruck, der durch eine lokale Mitarbeiterin des Goethe-Instituts gespiegelt wird: »Ihr Europäer würdet eine solche Behandlung noch viel weniger ertragen als wir.«

Symbolische Raumordnungen werden insbesondere auch in Diskussionen zu möglichen zukünftigen Entwicklungsszenarien für das Territorium Israel/Palästina aufgerufen. Während meiner Feldforschung bildet hierbei die – auch international gesetzte – »Zweistaatenlösung« den häufigsten Referenzpunkt im Arbeitsumfeld des Goethe-Instituts: also die Vorstellung der Möglichkeit einer klaren Trennung der beiden Kollektive »Palästinenser« und »(jüdische) Israelis« entlang »eindeutiger« räumlicher Ordnungsprinzipien. Gelegentlich klingt die Zukunftsvision eines gemeinsamen politischen Kontextes und somit einer Ersetzung des Prinzips der nationalen Selbstbestimmung durch die Forderung nach gleichen Bürgerrechten für alle an. Ermutigt durch solche Diskussionen schlage ich einem Gesprächspartner, der mich nach meinem Eindruck von der »Lage« fragt, die »Einstaatenlösung« vor. »Nein, das würde niemals funktionieren«, antwortet er mir etwas erschrocken, »die Zweistaatenlösung ist die einzige Möglichkeit«. Ich verstand seine Skepsis nach Jahrzehnten des Konflikts, der einseitigen Dominanz und wechselseitigen physischen Gewalt; gleichzeitig erscheint die Annahme immer unwahrscheinlicher, dass stattdessen eine Zweistaatenlösung funktionieren würde – zu asymmetrisch die Machtverhältnisse zwischen den beiden projizierten Einheiten, zu eng der Raum, zu verflochten die Siedlungsmuster, zu unvereinbar die politisch-geografischen Konzepte von »Israel« und »Palästina«.⁹² Festzuhalten bleibt, dass die unbeantwortete Frage einer zukünftigen Ordnung des Raums und des Zusammenlebens im Territorium zwischen Mittelmeer und Jordan für die Be-

sucherinnen, Partner und Mitarbeiterinnen des Goethe-Instituts eine zentrale Rahmenbedingung jedweder kulturpolitischer Projektarbeit darstellt.

Auch in *Sarajevo* scheint in vielen Gesprächen die Frage nach den Beziehungen zwischen – entlang ethnischer und religiöser Kategorien konstruierten – Kollektiven und Territorien hindurch: Der Zusammenbruch der gewohnten staatlichen Ordnung, massive Formen politischer Gewalt, ein Friedensschluss, der die Fronten und Logiken des Krieges nicht wirklich aufgelöst hat, sowie die gegenwärtigen Effekte ethnonationaler Politiken bilden wiederkehrende Elemente in den Positionierungen meiner Gesprächspartner zu den symbolischen Ordnungen eines vielfältig umstrittenen Raums. Häufig wird auch hier eine grundlegende Spannung sichtbar: Auf der einen Seite verweisen sie regelmäßig auf die Anomalie der aktuellen politischen und geografischen Ordnung; auf der anderen Seite zeigt sich die faktische Anerkennung der Wirkmächtigkeit ethnonationaler Prinzipien. So erklärt mir ein Projektpartner des Goethe-Instituts die politische Situation folgendermaßen: »Wahlen in Bosnien bedeuten: ›Bitte entscheiden Sie sich zwischen dieser Serviette‹. Das mag paradox klingen, aber so ist es: ›Entscheiden Sie sich zwischen dieser Serviette‹ – aber es gibt nur eine Serviette!«⁹³

Das ethnonationale Prinzip wird hier zugleich als absurd und wirkmächtig herausgestellt. Wahlen bedeuten demnach nicht die Entscheidung zwischen unterschiedlichen politischen Konzepten und Entwicklungsmodellen für das staatliche Territorium, sondern das zwangsläufige Votum für eine Partei, welche die »eigene« ethnische Gruppe vertritt – oder anders formuliert: die politische Nachkriegsordnung verlangt von den Bürgerinnen und Bürgern, sich als ethnisierte Personen in einem von Trennlinien durchzogenen öffentlichen Raum zu positionieren. Als Gegenpol zu dieser als anormal oder dysfunktional wahrgenommenen Gegenwart treten in solchen Gesprächen primär zwei Referenzpunkte für »Normalität« hervor: einerseits die Erinnerung an die territoriale Ordnung des sozialistischen Jugoslawiens als einem zwar verschwundenen, rückblickend aber vernünftig erscheinenden räumlichen Bezugssystem; andererseits die – inzwischen in eine imaginäre Zukunft gerückte – Vorstellung eines demokratischen, territorial und politisch integrierten Bosnien-Herzegowina in einem offenen europäischen Kontext, wie es durch die Unabhängigkeitserklärung in den frühen 1990er Jahren projiziert worden war.⁹⁴

Die Wirkmächtigkeit ethnonationaler Politiken für alltägliche und symbolische Raumordnungen lässt sich anhand der Äußerungen eines bosnischen

93 | Feldnotizen vom 19. Juni 2009.

94 | Zu einem ähnlichen Befund kommt: Stef Jansen: *Yearnings in the Meantime. ›Normal Lives‹ and the State in a Sarajevo Apartment Complex*. London, New York 2015. Siehe zur Frage nach »Normalität« in der belagerten Stadt: Ivana Maček: *Sarajevo under Siege. Anthropology in Wartime*. Philadelphia 2009.

Mitarbeiters des Goethe-Instituts weiter verdeutlichen. Demnach prägen die zentralen Teilungsprinzipien des Konflikts bis heute »jeden Aspekt des Alltags«. So finde man in den Geschäften von Sarajevo kein Mineralwasser aus dem serbischen Landesteil, da man keine Waren aus der anderen »Entität«⁹⁵ verkaufe. Ebenso käme es praktisch nicht vor, dass ein Einwohner Sarajevos das günstigste Mobilfunknetz Bosniens wähle, da es aus der *Republika Srpska* kommt: »Die Leute sind so stark von dem ›Problem‹ besessen, dass sie nicht mal so was machen«, fasst mein Gesprächspartner die Effekte des Konfliktes auf Konsumententscheidungen und mentale Karten zusammen.

Die Frage nach den alltäglichen Navigationen durch codierte Räume möchte ich am Beispiel der *Stadt Sarajevo* selbst vertiefen. Anhand einer längeren ethnografischen Sequenz lässt sich aufzeigen, wie hier ein historisch etabliertes urbanes Narrativ Reflexionen und Positionierungen zu einem umstrittenen Territorium präkonfiguriert: Am Abend des 20. Jahrestages des Beginns der Belagerung von Sarajevo im April 2012 treffe ich mich mit drei Journalisten in einer Altstadtbar.⁹⁶ Unser Gespräch kreist um die zentrale Gedenkveranstaltung, die tagsüber das Leben in der Innenstadt bestimmt hat. Auf der gesperrten Hauptstraße wurden 11.541 rote Plastikstühle aufgestellt; jeder Stuhl stand für einen Toten der Belagerung. Die Stühle waren zu einer Bühne hin ausgerichtet, auf der – so das Konzept der Veranstaltung – ein Konzert für die Toten gegeben wurde. Entsprechend blieben die Stühle leer für die, die fehlten. Die Bewohner Sarajevos erschienen zahlreich, standen und liefen auf den Bürgersteigen und Plätzen an den Rändern des Arrangements und wurden somit zum Teil der Gedenkveranstaltung. Aus der Vogelperspektive setzten sich die Stühle zu dem Bild einer roten Linie, die sich mehrere Kilometer durch die Stadt zog, zusammen – ein Bild, das über Sarajevo hinaus Wirkung entfaltete und etwa von ausländischen Zeitungen und Fernsehsendern genutzt wurde, um an den Jahrestag zu erinnern.⁹⁷ Als eine besondere Anekdote berichten die Journalisten, dass die Stühle in Serbien gekauft worden seien, da hier – nach Auskunft der Veranstalter – eine Firma das günstigste Angebot erstellt hatte. Auf den Stühlen sei »Made in Serbia« zu lesen gewesen und nun werde in der Stadt diskutiert, ob dies nicht einen Affront für die Hinterbliebenen darstelle. Unser abendliches Gespräch steht unter dem Eindruck dieses Ereignisses als einer der Journalisten nach den Beziehungen zwischen Gewalt und der Stadt Sarajevo fragt und hierdurch Motive zur *symbolischen Ordnung des urbanen Territoriums* aufruft. Er erzählt, dass er zur Vorbereitung auf den Jahrestag Ivo

95 | »Entität« bezeichnet die beiden durch den Friedensschluss von Dayton geschaffenen Landesteile – »Föderation Bosnien und Herzegowina« und »Republika Srpska« –, deren Grenze in etwa dem Frontverlauf gegen Ende des Krieges entspricht.

96 | Für die gesamte folgende Sequenz: Feldnotizen vom 6. April 2012.

97 | Siehe hierzu das Coverbild dieses Buches.

Andrić' Roman *Das Fräulein* wieder gelesen habe. Ihn interessierten hierbei vor allem die Thematisierungen eines besonderen Hasses, den der Autor mit Sarajevo in Verbindung bringt – so etwa in den Beschreibungen des Ausbruchs von Unruhen nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgerpaars im Jahr 1914:

»Die Angehörigen der drei Hauptkonfessionen hassten einander von der Geburt bis zum Tode, vernunftlos und abgrundtief, und sie übertrugen diesen Haß auch aufs Jenseits, das sie als ihren Ruhm und Sieg und als Niederlage und Schande des andersgläubigen Nachbarn auffassen. Sie werden geboren, wachsen und sterben in diesem Haß, in diesem wirklich physischen Abscheu vor dem Andersgläubigen; oft vergeht ihr ganzes Leben, ohne daß sich ihnen Gelegenheit bietet, diesen Haß in seiner ganzen Stärke und Schrecklichkeit zu beweisen, wenn aber anläßlich eines bedeutenden Ereignisses die feste Ordnung der Dinge ins Schwanken gerät und Verstand und Gesetz für einige Stunden oder Tage außer Kraft gesetzt sind, dann ergießt sich diese Horde, beziehungsweise ein Teil von ihr, nachdem sie endlich einen tauglichen Grund gefunden hat, über diese Stadt, die sonst wegen ihrer feinen Liebenswürdigkeit im gesellschaftlichen Leben und ihrer schmeichelhaften Redeweisen bekannt ist.«⁹⁸

Der Journalist lenkt unsere Aufmerksamkeit auf drei Aspekte, die mir für die Frage nach mentalen Karten und symbolischen Raumordnungen wichtig erscheinen: Zunächst stehe der Hass bei Andrić immer im Zusammenhang mit der *Vielfalt*, welche die Stadt charakterisiere – also die Vielfalt der historischen Spuren und imperialen Bezüge, vor allem aber die Vielfalt der religiösen Gruppen, die den städtischen Raum und Alltag miteinander teilen. Zweitens beschreibe Andrić eine Art *Latenz des Hasses* – der Hass sei also untergründig auch dann vorhanden, wenn das alltägliche Zusammenleben von Freundlichkeit und Respekt geprägt sei und breche aus, sobald sich ein Anlass finde. Und drittens komme dieser Hass in den Texten von Andrić häufig »die Berge hinab«. Diese letzte Beobachtung eröffnet die Möglichkeit, die Frage nach der Beziehung zwischen »Vielfalt«, »Hass« und »Stadt« breiter zu diskutieren, da die Feindseligkeit in diesem Bild nicht primär innerhalb des städtischen Territoriums, sondern außerhalb oder an seinen Rändern angesiedelt wird. Und tatsächlich kreist das Gespräch eben um diese Beziehung: Soll man davon ausgehen, dass aus dem alltäglichen Zusammenleben unterschiedlicher Gruppen Hass entsteht? Oder ist es nicht eher so, dass die Stadt aufgrund der Normalität einer gelebten Diversität den Hass von außen auf sich zieht? Liegt das Problem vielleicht bei einzelnen Personen, die »aus den Bergen« nach Sarajevo gezogen sind, hier lange lebten, mit der ungewohnten Vielfalt nicht zurechtkamen und

daher schließlich zurück in die Berge gingen, um die Stadt von außen anzugreifen?

Wir kommen in unserem Gespräch nicht zu einer einheitlichen Position. Wie so häufig, wenn ich in Sarajevo nach Gründen für den Krieg frage, kombinieren meine Gesprächspartner Bezugnahmen auf das offizielle Narrativ von dem *Angriff von außen* mit einer gewissen Ratlosigkeit, wie sich die Vehemenz der Gewalt nach Jahrzehnten des Zusammenlebens denn nun wirklich erklären lässt. *Symbolische Ordnungen des urbanen Territoriums* zeigen sich in dieser Sequenz als Knotenpunkte eines dynamischen Prozesses, in dem die Verknüpfung einer bestimmten Motivik mit der Stadt Sarajevo aufgerufen und fortentwickelt wird – eine Motivik, die in Variationen sowie mit unterschiedlichen Gewichtungen und Schlussfolgerungen in literarischen Texten ebenso zu finden ist wie in Erinnerungspolitiken, Gedenkveranstaltungen, touristischen Materialien und Alltagsdiskussionen. Im Zentrum steht das Bild von der alltäglichen Vielfalt als einem lokalen Spezifikum, das häufig positiv konnotiert wird, in anderen Situationen aber als »Problem« erscheinen kann. So berichten mir etwa einerseits Angehörige der kulturellen Elite⁹⁹ mehrfach von der eigenen Sozialisation in einem Stadtraum, der durch das enge Nebeneinander von katholischer und orthodoxer Kirche, von Moschee und Synagoge geprägt war und zu einer Art inkorporierter Selbstverständlichkeit im Umgang mit Vielfalt als verbindender Erfahrung der Bewohner Sarajevos führte. Ein Festivaldirektor erzählt darüber hinaus, dass in den ersten Monaten der Belagerung die Zahl der Ehen zwischen Angehörigen unterschiedlicher Religionen deutlich angestiegen sei und sah hierin Akte eines zivilen Protests gegen die gewalttätige Infragestellung der Diversität. Andererseits finden sich Problematisierungen dieser Vielfalt nicht nur durch das Bild von der *Aggression von außen*, in literarischen Texten oder in den wirkmächtigen Deutungen des Konflikts als einen Ausbruch »uralten Hasses« durch internationale Beobachter, sondern gleichfalls im urbanen Alltag: So betonen einige Gesprächspartnerinnen, dass – im Zuge der grundlegenden Veränderung der Bevölkerungszusammensetzung als Folge des Krieges – eine zunehmende Dominanz der muslimischen Gruppe und die Marginalisierung der Angehörigen anderer Konfessionen als Probleme des städtischen Zusammenlebens hervortreten.

Ivana Maček hat in ihrem Buch *Sarajevo under Siege* ethnografisch dicht einen symbolischen und politischen Machtkampf analysiert, der die Stadt in der Gegenwart prägt und in dessen Zentrum eben die Frage nach dem Umgang mit Diversität steht – einen Machtkampf, den Maček in Alltagssituationen ebenso nachzeichnet wie in Geschichtspolitiken und Formen der Erin-

99 | Hierunter verstehe ich Personen, die im kulturellen Leben Sarajevos eine gestaltende Rolle spielen, also etwa die Leiter wichtiger Festivals, Theater- oder Kunstvereine.

nerung, in städtischen oder staatlichen Verwaltungsakten.¹⁰⁰ Maček zeigt, wie sich die Bewohner in diesem Spannungsfeld positionieren müssen und genau hier liegt der Anknüpfungspunkt für mein Interesse an den Dynamiken *symbolischer Raumordnungen* und ihrer Relevanz für kulturpolitische Übersetzungsarbeit: Etablierte Raumnarrative, Deutungen des »Konflikts«, politische Ordnungsvorstellungen und Alltagserfahrungen verbinden sich zu einem Positionierungs- und Orientierungsfeld, in dem Ambivalenzen – etwa die Frage nach der *Beziehung zwischen Vielfalt, Stadt und Gewalt* – bestehen bleiben und situativ verschieden interpretiert und mobilisiert werden können.

(iii) Fragmentierte Souveränitäten und die Problematisierung von Staatlichkeit

Eine weitere Präsenzform der *komplexen Gefüge* besteht in den multiplen Machteffekten, die Individuen, Gruppen und Arbeitskontexte an Orten wie Ramallah oder Sarajevo berühren. Gerade nach dem Ende militärischer Auseinandersetzungen sehen sich die Bewohner hier mit dem Wirken eines Geflechts aus internationalen Missionen, humanitären Einsätzen, Nichtregierungsorganisationen, staatlichen und kommunalen Administrationen konfrontiert, die wesentliche Beiträge zum Wiederaufbau oder zur Stabilisierung von Alltagen leisten, aber in ihren jeweiligen Arbeitsschwerpunkten und Zuständigkeiten für die Menschen, die von ihnen adressiert werden, häufig undurchschaubar bleiben.¹⁰¹ Exemplarisch sei an dieser Stelle darauf verwiesen, dass in den Palästinensischen Gebieten etwa seit Jahrzehnten weite Teile der Gesundheitsversorgung und des Bildungswesens durch unterschiedliche Agenturen der UNO oder das Internationale Komitee vom Roten Kreuz getragen und organisiert werden. In Bosnien-Herzegowina waren militärische Missionen – zuerst unter Leitung der NATO, später der EU – sowie die Errichtung einer internationalen Polizeitruppe zentral für die Durchsetzung des Friedensabkommens von Dayton. Darüber hinaus überwacht das Büro des *Hohen Repräsentanten für Bosnien-Herzegowina*¹⁰² seit 1995 auf Basis einer Resolution des UN-Sicherheitsrates die Durchsetzung der zivilen Aspekte des Friedensvertrages und kann hierzu direkt in politische Entscheidungen intervenieren, die aus seiner Perspektive der friedlichen Entwicklung des Landes schaden. Eine umfangreiche Mission der *Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa*¹⁰³ übernahm umfassende Zuständigkeiten für die Durchführung der

100 | Ivana Maček: Sarajevo under Siege, S. 190.

101 | Siehe hierzu Elizabeth Dunns Konzept der »Adhocracy«: Elizabeth Cullen Dunn: The Chaos of Humanitarian Aid. Adhocracy in the Republic of Georgia. In: Humanity, 3,1 (Spring 2012), S. 1-23.

102 | Siehe hierzu: <http://www.ohr.int> (letzter Zugriff 11. August 2017).

103 | Siehe hierzu: <http://www.osce.org/bih> (letzter Zugriff 11. August 2017).

ersten Wahlen nach dem Krieg, den Wiederaufbau einer Strafgerichtsbarkeit, die Entwicklung des Bildungssystems, die Durchsetzung von Regelungen des Minderheitenschutzes und vieles mehr. Solche internationalen Missionen sind auf vielfältige Weise mit lokalen politischen Prozessen – aber auch etwa mit zivilgesellschaftlichen Initiativen – verwoben und tragen zur *Herausbildung fragmentierter Souveränitäten* bei, die sich in den kulturpolitischen Arbeitskontexten eines Goethe-Institutes direkt in kontinuierlichen *Problematisierungen von Staatlichkeit* niederschlagen.

In *Ramallah* erscheint die Lage aufgrund der jahrzehntelangen israelischen Besetzung auf den ersten Blick deutlich prekärer: Hier üben die Besatzungsmacht, unterschiedliche internationale Organisationen und die palästinensische Selbstverwaltung eine Vielzahl von »staatlichen Effekten«¹⁰⁴ aus, ohne dass ein Staat als ein kontinuierliches, Rechenschaft schuldig Gegenüber für die Menschen greifbar wäre. In der Konsequenz leben Palästinenser in einem Zustand potenzieller Rechtlosigkeit und weitgehender Unsicherheit – ihr Status, ihr Besitz, ihre Anwesenheit, Mobilität und körperliche Integrität sind durch die Möglichkeit von Eingriffen militärischer oder politischer Macht durchgängig bedroht. Die Zielvorstellungen der internationalen Gemeinschaft, durch ihre Interventionen zum Aufbau einer funktionierenden Staatlichkeit beizutragen, erweisen sich aus dieser Perspektive weitgehend als Fiktion und Beschwörungsformel.¹⁰⁵

An zwei Beispielen lässt sich aufzeigen, wie diese Konstellation im Arbeitsumfeld des Goethe-Instituts als »Problem« aufgerufen wird: Für eine Veranstaltung im Freien hat sich das Institut Plastiktische und -stühle ausgeliehen. Noch am gleichen Abend bittet der Vermieter um seine Bezahlung. Auf den Vorschlag der deutschen Mitarbeiter, die Angelegenheit am nächsten Tag zu regeln, reagiert er unzufrieden. Der Fahrer des Goethe-Instituts, der die Unterhaltung übersetzt, erklärt: »Ihr dürft nicht vergessen, dass wir hier keinen Staat haben« – und keine verlässlichen Mechanismen im Konfliktfall zu seinem Recht zu kommen, ließe sich hinzufügen. Auch der Leiter des Goethe-Instituts kommt direkt auf das Fehlen staatlicher Strukturen zu sprechen, als ich ihn nach den Besonderheiten der Arbeit vor Ort frage: Palästina habe keine Grenzen; Einreise und Aufenthaltsstatus von Mitarbeiterinnen, Praktikanten oder Gästen liefen immer über Israel, das entsprechende Genehmigungen verweigern könne.

104 | Michel-Rolph Trouillot: The Anthropology of the State in the Age of Globalization. Close Encounters of the Deceptive Kind. In: Current Anthropology, 43, 1 (February 2001), S. 125-138.

105 | Lori Allen: The Rise and Fall of Human Rights. Cynicism and Politics in Occupied Palestine. Stanford 2013.

In Sarajevo beziehen sich *Problematisierungen von Staatlichkeit* zumeist auf die sichtbare »Auffächerung staatlicher Souveränität«,¹⁰⁶ auf die damit verbundene Dysfunktionalität staatlicher Prozesse sowie auf die Sorge um die dauerhafte Integrität der unterschiedlichen Landesteile. Der Friedensvertrag von Dayton hat ein kompliziertes politisches Gebilde geschaffen, welches das Land nicht nur in zwei »Entitäten« mit weitgehenden Entscheidungsbefugnissen strukturiert, sondern die eine Entität – die *Föderation Bosnien und Herzegowina* – nochmals in 10 Kantone mit jeweiligen Regierungen unterteilt. Hieraus ergibt sich eine Schwäche gesamtstaatlicher Strukturen sowie die Möglichkeit ihrer Blockade durch die Repräsentanten der einzelnen Gebietskörperschaften und der unterschiedlichen ethnonationalen Gruppen. Hinzu kommt die Ausübung von Souveränitätsrechten durch internationale Akteure, die sich an der Rhetorik und Zielvorstellung einer gesamtstaatlichen Integrität orientieren. So wurden etwa staatliche Symbole, eine gemeinsame Währung, landesübergreifende Autonummernschilder und eine gemeinsame Armee durch Interventionen der internationalen Gemeinschaft eingeführt. Die Brüchigkeit dieser staatlichen Konstellation zeigt sich im Alltag etwa in der zweiten, serbischen Entität: die Symbole des Gesamtstaates werden hier praktisch nicht gezeigt, stattdessen trifft man hier auf eine eigene Fahne sowie auf Schilder mit Willkommensgrüßen in der *Republika Srpska*, sobald man die Entitätsgrenze überquert hat. Auch in kroatisch dominierten Gebieten der Föderation wird die Fahne des Nachbarstaates Kroatien vielfach im öffentlichen Raum genutzt.

Die häufigen Klagen über die Dysfunktionalität und Brüchigkeit der bosnischen Staatlichkeit lassen sich anhand einer bereits erwähnten ethnografischen Sequenz illustrieren: Die Bezugnahmen auf das Buch *Das Fräulein* in der Altstadtbar hatte mit einer anderen Stelle ihren Anfang genommen. Während unseres Gespräches wirft der Journalist ein, Ivo Andrić formuliere in dem Buch, dass sich in Sarajevo eine »türkische Scheu vor der Arbeit, ein slawischer Hang zum Extremen und ein falsches Verständnis von österreichischen staatlichen Organisationsformen« auf fatale Weise kreuzten. »Genau das ist bis heute der Fall« – kommentiert der Journalist sarkastisch überspitzt – »die Leute wollen nicht arbeiten, der Hang zum Extremen zeigte sich im Krieg und wir haben keinen Staat!«¹⁰⁷

106 | Siehe zu dem Begriff »Auffächerung staatlicher Souveränität«: Aihwa Ong: *Flexible Staatsbürgerschaften. Die kulturelle Logik von Transnationalität*. Frankfurt 2005, S. 296.

107 | Wie ich später feststellte, findet sich bei Andrić selbst – zumindest in der deutschen Übersetzung – kein so expliziter Verweis auf ein »falsches Verständnis von Staatlichkeit« – ein bemerkenswerter Tatbestand, der aber den ethnografischen Befund der Problematisierung der bosnischen Staatlichkeit im Jahre 2012 nicht in Frage stellt. An der Stelle, die der Journalist vermutlich im Sinn hatte, heißt es: »Unsere bürgerliche

Diese *Auffächerung staatlicher Souveränität* wird auch innerhalb des Goethe-Instituts in der Gestaltung des Raums oder von Arbeitspraxen sichtbar: Im Büro der Leiterin der Sprachabteilung hängen etwa die Fotos der dreizehn Bildungsminister des Landes.¹⁰⁸ Sie erzählt mir, dass sie mit all diesen Ministerien in Kontakt treten muss, wenn sie landesweit einen neuen Impuls im Deutschunterricht setzen oder ein Fortbildungsangebot anbieten will. Gleichfalls nennt die Leiterin des Instituts die Schwäche des Gesamtstaates als ein zentrales Problem ihrer Arbeit: Projekte würden nicht aufgegriffen und liefen ins Leere; niemand fühle sich für das »gemeinsame Kulturgut« verantwortlich; gesamtstaatliche Kultureinrichtungen – etwa die Nationalgalerie oder das Filmarchiv – bekämen kein oder kaum Budget und seien daher nicht arbeitsfähig: »Das Ich ist hier nicht definiert«, kommentiert sie – es ist also unklar, wer Entscheidungen trifft, wer Leitungspositionen besetzt, wer Verantwortung auf gesamtstaatlicher Ebene übernimmt und wer damit als kulturpolitischer Repräsentant Bosnien-Herzegowinas eine Sprecherposition übernehmen kann.

Auf Basis solcher Beobachtungen lässt sich festhalten: In den kulturpolitischen Arbeitsfeldern, die ein Goethe-Institut in Ramallah oder Sarajevo eröffnet, begegnen sich auch sehr unterschiedliche Formationen von Staatlichkeit. Die finanzielle, politische und infrastrukturelle Potenz Deutschlands wird in solchen Kontexten – ob intendiert oder nicht – besonders deutlich und konfiguriert eine grundlegend asymmetrische Ausgangslage kulturpolitischer Begegnung – ein Aspekt, auf den ich sogleich zurückkommen werde.

Zwischenfazit: Kulturpolitische Verknüpfungsarbeit in Zeiten des »Not-War-Not-Peace«

Die amerikanische Kulturanthropologin Carolyn Nordstrom spricht in ihrem Buch *Shadows of War* von Zuständen oder Zeiten eines »Not-War-Not-Peace«, um regionale und politische Kontexte zu beschreiben, in denen wirkmächtige offizielle Diskurse nach Phasen massiver Gewalt einen Friedens- oder Versöhnungsprozess verorten, ethnografische Beobachtungen und informelle Gespräche aber die vielfältige Präsenz der unterschiedlichen Dimensionen

Welt, die ohnehin mit den türkischen Gewohnheiten der Faulheit und dem slawischen Bedürfnis nach Ausschweifungen erblich belastet ist, hat dazu noch die österreichischen formalen Begriffe von der Gesellschaft und den gesellschaftlichen Verpflichtungen übernommen, nach denen das persönliche Ansehen und die Klassenwürde des Menschen auf einer bestimmten Zahl unnützer, sinnloser Ausgaben, oft auf einem leeren, lächerlichen, geist- und geschmacklosen Luxus beruhen.« In: Ivo Andrić: Das Fräulein, S. 64f.

108 | Es handelte sich hierbei um die Bildungsminister der beiden Entitäten, der zehn Kantone der Föderation Bosnien und Herzegowina sowie des Sonderverwaltungsgebietes »Distrikt Brčko«.

und Effekte von Konflikten und Gewalt aufzeigen.¹⁰⁹ Im Anschluss an Michael Taussig thematisiert sie die Etablierung »öffentlicher Geheimnisse«¹¹⁰ in politischen oder medialen Repräsentationen solcher Kontexte: Man kenne die Realität, spreche über sie aber in der Regel nicht öffentlich. Nordstrom betont insbesondere die Rolle der internationalen Gemeinschaft, die Missionen entsendet, Hilfsmaschinerien in Gang bringt, transnationale Bürokratien etabliert, Wiederaufbau- oder Staatswerdungsprozesse finanziert und ein eventuelles Scheitern solcher Bemühungen so lange wie möglich auszublenden versucht – auch um Einflussphären, die eigene Reputation oder persönliche Karrieren nicht zu gefährden: »With this vast peace-brokering network in place, how do you admit it isn't working?«¹¹¹

Bosnien-Herzegowina und Israel/Palästina unterscheiden sich in vieler Hinsicht voneinander – etwa im Hinblick auf die machtpolitischen Konstellationen und die geopolitischen Positionen, auf die Temporalität des Konflikts, auf den Charakter und die Historizität der Auseinandersetzung oder auch im Hinblick auf die Alltagsrelevanz und die Aktualität von physischer und militärischer Gewalt – und beide Kontexte unterscheiden sich wiederum sehr deutlich von den Kriegszonen des südlichen Afrikas oder Sri Lankas, die Carolyn Nordstrom erforscht. Dennoch erscheint mir die Vorstellung eines Zustands des »Not-War-Not-Peace« geeignet, um bei aller Unterschiedlichkeit zwei anschlussfähige Aspekte herauszustellen: erstens eine bleibende politische Brüchigkeit und Infragestellung von Staatlichkeit als Konsequenz gewalttätiger Auseinandersetzungen, in deren Regulierungsversuche internationale Akteure vielfältig und massiv eingebunden sind; und zweitens eine gewisse Diskrepanz zwischen den offiziellen Diskursen von Friedens- oder Stabilisierungsprozessen einerseits und den lokalen Alltagswelten andererseits, die mit der jeweiligen Konfliktkonstellation und ihren Effekten komplex verwoben sind: Die *Schatten der Konflikte* verdunkeln weiterhin und nachhaltig die Leben der Menschen in Ramallah und Sarajevo.¹¹²

Für eine Analyse *Auswärtiger Kulturpolitik als Konfliktprävention* stellt sich die Frage, ob und in welcher Weise deutsche Kulturmittler Zugänge zu solchen lokalen Präsenzen *komplexer Gefüge* suchen und mit den Rationalitäten, diskursiven Figuren und Ressourcen dieser Policy zu verknüpfen vermögen. In

109 | Carolyn Nordstrom: *Shadows of War, Violence, Power, and International Profiteering in the twenty-first Century*. Berkeley, Los Angeles, London 2004, S. 165ff.

110 | Ebd., S. 168, bezugnehmend auf: Michael Taussig: *Colonialism, Shamanism, and the Wild Man*. Chicago 1987.

111 | Carolyn Nordstrom: *Shadows of War*, S. 170.

112 | Nordstrom spricht zur Beschreibung der Alltagsrealitäten in Angola von dem »shadow of war«: »People watched the shadow of war move across the horizon to cloud their lives, their hands empty of the tools they needed to stop it.« In: Ebd., S. 171.

den verbleibenden Textteilen dieses Abschnitts werde ich exemplarisch einige der Positionen, Umgangsweisen und Projektformate, die innerhalb der Goethe-Institute in Sarajevo und Ramallah hierzu entwickelt werden, aber auch einige der Reibungen, Asymmetrien und blinden Flecken, die im Zuge dieser Arbeit hervortreten, diskutieren.

Unbeantwortete Fragen: »Wie wären Gesellschaften, wenn es uns nicht gäbe?«

Kurz vor seiner Versetzung nach Beirut schreibt der Institutsleiter in Ramallah in einem Abschiedseditorial für die Programmzeitschrift des Deutsch-Französischen Kulturzentrums:

»Eine Herausforderung stellen nicht nur die durch die Besatzung erschwerten Arbeitsbedingungen dar, sondern die für mich unbeantwortete Frage, ob unsere Kulturarbeit langfristig helfen kann, ein freies, demokratisches Palästina ins Leben zu rufen oder ob sie – im Gegenteil – hilft, den Anschein der Normalität in einer jedem Völkerrecht spottenden Situation aufrechtzuerhalten. Ihr bewundernswertes Interesse an Kunst auch in Zeiten der Okkupation hat unser gesamtes Team jedoch darin bestärkt, weiterzumachen. Eines Tages wird Palästina frei sein, und es macht einen großen Unterschied, ob seine Jugend nur mit der alltäglichen Gewalt oder auch mit Filmen, Theater und Literatur aufgewachsen ist.«¹¹³

Im weiteren Verlauf des Textes finden zwei aktuelle Projekte als Beispiele für die Bearbeitung der hier aufgerufenen Problemstellung Erwähnung: die Renovierung und Inbetriebnahme eines Kinos in der Stadt Jenin im nördlichen Westjordanland sowie die Eröffnung einer Bibliothek »im von der Außenwelt völlig abgeschlossenen Gaza«. Bemerkenswert ist diese Passage, da hier zumindest vier zentrale Elemente der Übersetzung einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* in Arbeitspraxis sichtbar werden: Zunächst zeigen sich Bezugnahmen auf offiziell gemachte Zielhorizonte der internationalen Gemeinschaft – hier die »Staatswerdung Palästinas«, in wie weite Ferne sie auch gerückt sein mag – als erhoffter Beitrag zur »Konfliktlösung«; zweitens ruft der Institutsleiter mit dem Verweis auf die »jedem Völkerrecht spottende Situation« lokal situierte Wahrnehmungs- und Sprechformen zur Beschreibung des politischen Kontextes auf, ohne dabei die Grenzen des Sagbaren innerhalb deutscher Diskussionsfelder zu deutlich zu überschreiten; drittens werden konkrete Projekte als mögliche Interventionen in diese konfliktdurchzogenen Arbeitsfelder angeführt; und viertens scheint die Unsicherheit eines

113 | Fareed Majari: Editorial. In: *Manara*, Monatszeitung des Deutsch-Französischen Kulturzentrums, 2008-09, 12-1, S. 3.

Kulturmittlers hindurch, ob die kulturpolitischen Präsenzen und Maßnahmen tatsächlich dazu beitragen, erwünschte Veränderungen voranzutreiben oder nicht eher gegenteilige Effekte hervorrufen. Als ich den Institutsleiter explizit nach der Bedeutung der Zielvorstellung *Konfliktprävention* für seine Arbeit frage, kommt er insbesondere auf diesen letzten Aspekt zu sprechen:

IL: »Also das ist wieder der Punkt. Wir können sagen, dass die Konfliktprävention durch die Politik oft nicht funktioniert und dass man dann die Kultur befragt, ob sie das machen kann, das macht aus meiner Sicht Sinn.«

JA: »Macht Sinn, oder nicht?«

IL: »Macht Sinn, dass man sagt, wenn wir in der Politik scheitern und das direkte Gespräch nirgendwohin führt, versuchen wir es mit weichen Kanälen und das ist die Kultur. Das ist sicher überlegenswert. Also da kann man nichts gegen sagen. Ob das funktioniert- das Problem ist, wir haben keine Messinstrumente. Es gibt eigentlich auch keine Parameter, die da auf Erfolg oder Misserfolg hinweisen. Wie kann man nachweisen, ob hier in der Region das Konfliktpotenzial deutlich weniger geworden ist, weil wir Kulturarbeit machen? Wir wissen nicht, wie es wäre, wenn es uns nicht gäbe.«¹¹⁴

Hier zeigt sich zunächst, dass der Institutsleiter zentrale Denkgfiguren, die im Zuge des Auftauchens einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* mobilisiert worden sind, als Bezugspunkte akzeptiert. Seine Formulierungen erinnern an Reden des Außenministers oder auch an die Aussagen meiner Gesprächspartner in Berlin: »Kultur macht Dinge möglich, die politisch nicht laufen«, erklärte mir etwa der Leiter der Abteilung für Kultur und Kommunikation des Auswärtigen Amtes zu Beginn meiner Forschung. Gleichzeitig benennt der Institutsleiter ein zentrales Übersetzungsproblem dieser Policy: Wie lassen sich schlüssige Beziehungen zwischen Konfliktverläufen und kulturpolitischen Aktivitäten herstellen? Durch einen Verweis auf standardisierte Verfahren der UNO, aktuelle Entwicklungen möglichst realitätsnah zu dokumentieren, führt er diese Schwierigkeit weiter aus:

»Hier gibt es natürlich ein hoch und runter von Konfliktparametern. Da gibt es von der hiesigen UN-Vertretung diese Sicherheitslisten: wie viele Steinwürfe, wie viele Molotowcocktails, wie viele Kassam-Raketen pro Tag? Das ist genau in Excel-Sheets aufgelistet und da kann man sagen, das geht hoch oder runter, aber das hat nun wirklich nichts mit uns zu tun. Da spielen ganz andere Faktoren eine Rolle und mit Sicherheit nicht die Kultur. Also von daher würde ich sagen, wir können diese Frage, schlicht und einfach nicht beantworten.«

114 | Interview vom 4. Dezember 2008; auch die folgenden beiden Zitate.

Mein Gesprächspartner verbindet hier also eine grundsätzliche Bejahung einer »Befragung der Kultur« in politisch umstrittenen Feldern mit Zweifeln im Hinblick auf zu direkte Kausalitätserwartungen, die in den Formulierungen einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* mitschwingen können. In diese Skepsis fließen sicherlich Erfahrungen mit der Vielschichtigkeit und den unvorhersehbaren Verläufen eines Konfliktes ebenso ein wie das Wissen von der Begrenztheit der Mittel und den Interventionsmöglichkeiten eines deutschen Kulturinstituts. Zugleich treten hier aber auch unterschiedliche Vorstellungen von der Steuerbarkeit und Zielgerichtetheit einer Kulturpolitik hervor, die im Zuge ihres Wanderns durch translokale Übersetzungsketten aufeinandertreffen. Unabhängig von der neuen Figur *Konfliktprävention* sehen sich die Institutsleiter zum Zeitpunkt meiner Feldforschungen mit den wachsenden Erwartungen der politischen Auftraggeber und Ministerialbürokratien konfrontiert, die Schwerpunkte der Goethe-Institute innerhalb einer Region stärker zu erklären und an übergreifenden Zielvereinbarungen auszurichten. Auch wenn mein Gesprächspartner entsprechende Fragen nach messbaren Wirkungen, auflistbaren Ergebnissen oder produktiven Kooperationen zwischen einzelnen Instituten im Prinzip als legitim betrachtet, so führen sie in der Praxis dennoch zu Reibungen und Leerstellen:

»Das ist ja auch eine richtige Überlegung von ihrer Position aus. Das sollte sein, wie beim Airbus, das heißt: Man macht etwas gemeinsam. Also beim Airbus werden Bauteile aus Toulouse mit einem Riesen-Airbus nach Hamburg geflogen und da an die Tragflächen geschraubt. [...] Und ein Airbus, der muss halt fliegen, während hier jedes Institut seine Sache machen kann und wenn es gute Presse kriegt, dann reicht das auch. Der Airbus, der fliegt nicht, wenn ihm die Flügel nicht angeschraubt werden. Das merkst du dann schon. Während hier merkst du es nicht, also hier kannst du trotzdem starten. Das ist der Unterschied in der Kulturarbeit überhaupt, dass gut und schlecht nicht so voneinander zu unterscheiden sind, dass es keine wirklichen Qualitätsmerkmale gibt, dass auch der Wirkungsgrad nicht messbar ist, weil sich die Frage immer nur umgekehrt stellt: Wie wären Gesellschaften, wenn es uns nicht gäbe?«

Festzuhalten bleibt, dass im Zuge der translokalen Wissens- und Übersetzungsarbeit einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* unterschiedliche Rationalitätsformen in Kontakt geraten. Das Bild vom *Airbus* steht hier für die Bestrebungen politischer Entscheidungsträger und Ministerialbürokratien, eine größere Planbarkeit, Lesbarkeit und Zielgerichtetheit kulturpolitischer Arbeitsprozesse innerhalb des globalen Netzwerkes herzustellen. Aus der Perspektive meines Gesprächspartners können sich Diskrepanzen ergeben, wenn solche Bestrebungen auf die Eigenwirklichkeit jedweder lokal situierter Kulturarbeit, die weitgehende Unvorhersehbarkeit kultureller Prozesse oder das Problem der Messbarkeit der Effekte kulturpolitischer Interventionen

treffen. Im Laufe dieses Abschnitts wird deutlich werden, dass Kulturmittler diese Kontingenz ihrer Projektarbeit weniger als Störungen einer stringenten Policy betrachten, sondern gerade in ihr zentrale Potenziale kulturpolitischer Präsenzen in Konfliktgebieten verorten. Zunächst möchte ich aber Goethe-Institute als Kontexte untersuchen, in denen solche mitunter widerstrebende Rationalitätsformen in einen direkten Kontakt geraten und zugleich *verknüpft* werden müssen, um eine translokale Kulturarbeit überhaupt realisieren zu können.

Reibungsflächen und Anknüpfungspunkte: Was bedeutet Dialog in einem besetzten Territorium?

In Ramallah sind Kulturmittler häufiger mit ausformulierten Erwartungen politischer oder medialer Akteure aus Deutschland konfrontiert als in Sarajevo. Gleichzeitig sind hier die Präsenzen und Brechungen der Konfliktkonstellation gegenwärtig deutlich akuter. Entsprechend größer sind die Potenziale zur Kollision unterschiedlicher Rationalitätsformen im Arbeitsalltag eines deutschen Kulturinstituts. *Verknüpfungspraxen* zielen hier darauf ab, zwischen unterschiedlichen Zielvorstellungen, Diskursen und den »facts on the ground« auszutarieren – etwa wenn im Zuge einer Nahost-Reise von Bundestagsabgeordneten konkrete Vorstellungen und Bewertungen an die Kulturmittler herangetragen werden:

IL: »Ich weiß nicht, ob du dabei warst, als dieser Unterausschuss für Kultur hier war. Da kam dann wirklich sehr massiv der Einwand: ›Was Sie hier machen, ist nicht gut. Kultur muss Brücken schlagen.‹ Und da sagen wir: ›Nein, das funktioniert aus unserer Erfahrung so nicht. Es wird abgelehnt.‹ Was aber funktionieren könnte: Wir fördern solche Kräfte innerhalb dieser Gesellschaft, die bereit sind, Brücken zu schlagen. Wir können keine Brücken zwischen Palästinensern und Israelis schlagen, schon gar nicht als Deutsche. Also das ist so durchsichtig, dass es der letzte Idiot kapiert, warum wir das machen: dass das uns selber gut tut, aber nicht denen. Das ist wirklich eine Form, sich besser zu fühlen.«

JA: »Inwiefern?«

IL: »Na klar, weil wir eine Geschichte haben und wir wollen hier was gut machen und deshalb diesen Konflikt, bei dem wir schon das Gefühl haben, dass wir etwas beigetragen haben historisch – und das ist ja nun auch wirklich so – da wollen wir was gut machen und dafür sagen wir, was die Palästinenser zu tun haben und die Israelis auch. Das ist durchsichtig, das will keiner.«¹¹⁵

115 | Interview vom 4. Dezember 2008; auch die folgenden drei Zitate.

Zwei Rahmenbedingungen einer *kulturpolitischen Verknüpfungsarbeit* treten hier hervor: Einerseits zeigen sich historische und politische Präkonfigurationen translokaler Praxis- und Übersetzungsfelder. Diese sind vielleicht nirgendwo so stark, wie in dem Verhältnis zu Israel, das hier die Erwartungen der Besucher an eine Kulturarbeit in Palästina überlagert. Deren Wert bemisst sich demnach primär an ihrem Beitrag zur israelisch-palästinensischen Verständigung. Aus Perspektive meines Gesprächspartners liegt die Problematik hierbei in der ausgeprägten Mobilisierung einer deutschen Befindlichkeit, die sich letztlich als kontraproduktiv herausstellt: Sie wird von den lokalen Partnern als naive und paternalistische Selbstbespiegelung durchschaut. Andererseits verweist er auf seine erfahrungsbasierten Vorstellungen von funktionierenden Herangehensweisen, die sich gerade in Abgrenzung zu dieser Position herauskristallisieren. Dieser zweite Punkt wird anhand seiner Einschätzungen zu dem Schlüsselbegriff der neuen Policy noch deutlicher:

»Also was nicht funktioniert ist Konfliktprävention, indem man mit Israelis und Palästinensern arbeitet. Das kann man vergessen. Das wird von beiden Seiten als aufoktroziert, paternalistisch, herablassend empfunden und ich meine zu Recht. Das funktioniert nicht, das wird abgewiesen und unterminiert sogar unseren Status hier.«

Eine Übersetzung von *Konfliktprävention* in »israelisch-palästinensische Dialogprojekte« – gemäß den Erwartungen deutscher politischer Entscheidungsträger – stößt also vor Ort auf Ablehnung und schadet sogar der eigenen Reputation im direkten Arbeitsumfeld. Entsprechend formuliert der Institutsleiter einen Gegenentwurf, der Rationalitätsformen und Schlüsselbegriffe des politischen Narrativs in Deutschland durchaus aufgreift, aber stärker an lokal situierten Haltungen und Diskursen ausrichtet:

»Anders könnte es funktionieren, nämlich, dass man sagt, wir fördern hier – nicht in Israel, da gibt es das andere Goethe-Institut – wir fördern hier Kräfte, die für eine Zivilgesellschaft, für eine demokratische Gesellschaft sind. Das sind nun auch Kräfte, die eher an einem Dialog interessiert sind, als die Kräfte, die Befreiungskampf als Djihaad sehen. Das kann natürlich sein, dass wir sagen, wir fördern Kräfte, mit denen es Israel leichter hat, einen guten Gesprächspartner zu finden. Wenn Israel das möchte.«

Dialog, oder die *Förderung von Demokratie und Zivilgesellschaft* bilden auch hier Orientierungsgrößen, werden aber zurückhaltender ausformuliert: Im Mittelpunkt steht demnach die Entwicklung von Potenzialen zum Dialog innerhalb der palästinensischen Gesellschaft – ob diese Potenziale in einem folgenden Schritt zur Bearbeitung der Konfliktkonstellation aufgegriffen werden, liegt nicht in der eigenen Hand.

Solche Unterschiede in den Auffassungen zu dem Auftrag und dem Vermögen eines deutschen Kulturinstitutes oder zu den Übersetzungsmöglichkeiten kulturpolitischer Schlüsselbegriffe lassen sich sehr deutlich mit divergierenden Einschätzungen zu der Gestalt des »Konfliktes« in Zusammenhang bringen:

»Das ist ja auch dieser Quatsch mit dem ›Brückending‹: ›Wir wissen zu wenig übereinander, wir reden zu wenig miteinander‹. Nein, das ist es nicht. Die Israelis wissen genug über die Palästinenser, die Palästinenser genug über die Israelis. Und wenn sie es nicht wissen, dann wollen sie es nicht wissen, dann nützen wir ihnen auch nichts mehr. Weil die Leute sind beratungsresistent. Die erreichen wir mit unseren Kulturaktionen auch nicht mehr.«

Nach Auffassung des Institutsleiters geht es an seinem Einsatzort also nicht um die Frage der Bearbeitung eines »Kommunikationsproblems«, sondern um einen »politischen Konflikt, in dem ein Land ein anderes Land besetzt hält« – eine Einschätzung, die von der Vertreterin des DAAD in Ostjerusalem, geteilt wird:

»Also, ich denke, wir haben hier einen Konflikt, der nicht Resultat des mangelnden menschlichen Verständnisses ist, sondern hier geht es um einen massiven, konkreten Konflikt um Land, um politische Herrschaft. Und diesen Konflikt kann ich nicht lösen, indem ich Leute zusammenbringe. [...] Wir können noch so viele Freundschaften haben, wenn ich den Konflikt nicht löse – also sprich, die Besatzung nicht beende – dann komme ich nie weiter.«¹¹⁶

Beide Kulturmittler erklären in diesen Sequenzen den israelisch-palästinensischen Konflikt primär als eine politische Konfiguration; beide grenzen sich hierdurch zugleich von den häufig medial oder politisch mobilisierten Erwartungen an konfliktpräventive Effekte von Dialog- oder Begegnungsprojekten ab und geben den Kernauftrag zur Konfliktlösung somit gewissermaßen von der Kultur an die Politik zurück. Auf dieser Basis lassen sich zugleich Rückschlüsse auf *Verknüpfen* als einen Modus kulturpolitischer Übersetzung ziehen. Denn aus solchen Sequenzen sprechen die ausgeprägten Verwebungen von Kulturmittlern mit unterschiedlichen Präsenzen der Konfliktkonstellation in ihren Arbeitskontexten – Verwebungen, die zu Perspektiven und Erfahrungen führen, die deutsche Parlamentarier kaum machen, und die es einzubeziehen gilt, wenn man seinen Status und seine Handlungsfähigkeit in den Kulturszenen vor Ort nicht gefährden möchte.

Die Herausforderungen einer kulturpolitischen Verknüpfungsarbeit, die sich aus dem Aufeinandertreffen divergierender Positionen und Rationalität

ten ergeben, lassen sich gut anhand lokaler Diskussionen um den Begriff der »Normalisierung« als einem Gegenpol zu der Zielvorstellung »Brücken bauen« herausstellen. Vielfach berichten mir deutsche Entsandte, dass die große Mehrheit palästinensischer Kulturschaffender oder zivilgesellschaftlicher Akteure einer Teilnahme an öffentlich sichtbaren Dialogprojekten ablehnend gegenübersteht, solange der Staat Israel seine Besatzungs- und Siedlungspolitik nicht nachhaltig verändert und hierdurch überhaupt die Voraussetzung für eine gleichberechtigte Begegnung schafft. Die politisch mobilisierte Idealvorstellung eines »israelisch-palästinensischen Dialogs« bleibt aus dieser Perspektive – etwa aufgrund der fortwährenden Asymmetrien in der Verfügung über politische und militärische Gewalt sowie in der Beschränkung von Zugängen und Mobilität – eine weitgehend irreale Fiktion. Ein Stiftungsmitarbeiter bezeichnet die Sorge palästinensischer Künstlerinnen, durch die Beteiligung an Austauschprojekten mit israelischen Organisationen zu einer »Normalisierung« des permanenten Ausnahmezustandes der Besatzung beizutragen, als »Geschäftsgrundlage« unter seinen palästinensischen Partnern, die seine eigene Arbeit entsprechend bestimmt. Diese Position lässt sich gut anhand der Äußerungen einer Schauspielerin erläutern, die ich nach ihrer Haltung zu eventuellen Dialogprojekten des Goethe-Instituts frage:

»It would collect only a minority of the minority of the minority of Palestinians. [...] If you ask how many artists in the country or writers are interested in doing something together with Israel: You'll find only one person, maybe half a person. [...] I mean the ›normalization‹, you know: We decide to go now and make a project, to make music. Music is free, so let's do music, Palestinians and Israelis. We go to Berlin and make a performance. And we meet and we stay in this nice fancy hotel and we eat together and we might fall in love as if nothing is happening in Gaza. This is what I mean by ›normalization‹. There is a great range of Palestinians against this idea: let's act under the title of art that everything is OK, because art is liberal and free. 1%, maybe, out of all the Palestinian artists are accepting the ›normalization‹, but the rest are not.«¹¹⁷

Dialogprojekte erscheinen aus dieser Perspektive also als mögliche Beiträge zur Normalisierung eines politisch geschaffenen Ausnahmezustandes, in dem »es keine Normalität gibt« – wie es der Institutsleiter einmal formuliert hat. Auch wenn sich zweifelsohne Beispiele finden lassen, in denen einzelne palästinensische Künstlerinnen oder Intellektuelle Argumentationslinien entwickeln, um diese dominante Position zu umgehen, so laufen sie hierbei immer Gefahr, sich in ihrem eigenen Arbeitskontext zu marginalisieren. Gleiches gilt für deutsche Entsandte, die zu offensiv für Dialogformate werben. Dennoch können Kulturmittler, die im Rahmen einer staatlichen Policy operieren, die

117 | Interview vom 29. November 2008.

Erwartungen und Rationalitäten deutscher Parlamentarier nicht einfach ignorieren. Entlang der Mobilisierung eines kulturpolitischen Schlüsselbegriffs ergeben sich an unterschiedlichen Passagepunkten Kollisionsmöglichkeiten, die es durch translokale Verknüpfungspraxen zu vermeiden gilt.

Navigieren lernen: Reflexive Wissensarbeit und die Entstehung eines translokalen Gespürs

Kulturmittler müssen in ihrem Arbeitsalltag vielfältige diskursive Klippen umschiffen. Eine Verknüpfungsarbeit wird erforderlich, da diese Klippen in sehr unterschiedlichen lokalen und institutionellen Kontexten situiert sein können. Gerade an Einsatzorten in Konfliktgebieten ähnelt die Projektarbeit mitunter einem Navigieren durch unruhige, partiell unbekannte Gewässer. Eine jeweilige Bewegung kann sich ebenso als fatal erweisen wie neue Freiräume eröffnen. Im Herbst 2008 führt etwa die Einladung eines skandalumwobenen Berliner »Gewalttrappers« zu einer *European-Palestinian Hip Hop Concert Tour* durch das Westjordanland zu einem Eklat: Ein Bundestagsabgeordneter veröffentlicht eine rügende Stellungnahme, Medien berichten kritisch und der Präsident des Goethe-Instituts reagiert mit einer ungewöhnlich starken Distanzierung von seinen Mitarbeitern in Ramallah. Einige Jahre zuvor wurde ein früherer Institutsleiter – bereits nach seiner Rotation nach Damaskus – durch die damalige Präsidentin getadelt und nach Indien strafversetzt: Er hatte auf einer Berliner Diskussionsveranstaltung Verständnis für die Ehrung palästinensischer Selbstmordattentäter als »Freiheitskämpfer« innerhalb ihrer lokalen Gemeinschaften geäußert.¹¹⁸ Für beide Fälle lässt sich formulieren, dass die Kulturmittler lokal situierte Bedürfnislagen oder Diskurse gegenüber den Rationalitäten und Erwartungen, die deutsche politische und mediale Öffentlichkeiten dominieren, privilegiert haben – eine Form der Verknüpfung, die offensichtlich Reibungen innerhalb der translokalen Praxis- und Übersetzungsfelder auslösen kann. Auch wenn die Arbeit der Kulturmittler zumeist darauf ausgerichtet ist, es nicht zu solchen Eklats kommen zu lassen, so riskieren sie mitunter doch Reibungen oder rufen sie sogar gezielt hervor. Dabei entwickeln sie im Zuge ihres Aufenthaltes an einem Einsatzort sukzessive Expertisen, diskursive Klippen zu erahnen und Kollisionen zu vermeiden, aber auch eine größere Souveränität, mit diesen Gefahrenpotenzialen umzugehen und sogar für die eigene Arbeit produktiv zu machen – das *Spektrum ihrer Verknüpfungspraxen* erweitert sich. In der folgenden Sequenz berichtet mir die Repräsentantin des DAAD in Ostjerusalem von ihrer demonstrativen Distanzierung von dem Auftreten eines deutschen Gastes in den Palästinensischen Gebieten:

118 | www.tagesspiegel.de/kultur/jenseits-der-frommen-wuensche/373590.html (letzter Zugriff am 30. Juli 2017).

»Es gibt so richtige Karikaturen: Wir hatten mal einen Vertreter einer politischer Partei – ich will jetzt nicht nennen von welcher –, der zu einem Empfang – es war sogar ein Dinner – mit geladenen Gästen, alles Palästinenser, mit dem deutschen Vertreter in den Palästinensischen Gebieten eingeladen war. Und diese Person hat es dann tatsächlich fertig gebracht zu sagen: ›Ich bin hier, um den Holocaust aufzuarbeiten.‹ Und dann sagt natürlich jeder Palästinenser: ›I'm sorry, bist du hier nicht am falschen Platz?‹ Gegen dieses Karikaturbild ist es natürlich für ungeheuer viele Leute hier wichtig, wenn sie jemanden treffen, bei dem sie merken, der oder die kennt den Konflikt und der oder die bezieht dann auch mal Position und bezieht dann auch zum Beispiel mal eine Position, die vielleicht auch dann in Deutschland selber nicht so ohne Weiteres akzeptiert wird.«¹¹⁹

Auch eine solche kritische Haltung gegenüber dem Auftreten eines hochrangigen deutschen Gastes stellt eine Verknüpfungspraxis dar: Vielleicht riskiert meine Gesprächspartnerin durch ihre explizite Solidarisierung mit lokal situierten Wahrnehmungen Verbindungen zu deutschen Entscheidungsträgern zu verschließen; gleichzeitig eröffnen sich aber neue Vernetzungspotenziale, die andere, besatzungskritische Positionen aus Deutschland, Palästina und eventuell auch Israel in einen Resonanzraum bringen können.

Im Laufe meiner Forschung konnte ich in vielen Momenten beobachten, wie Kulturmittler divergierende Erwartungen und Rationalitäten reflexiv aufeinander zu beziehen versuchen und hierbei zwischen den *Modi des Verknüpfens* changieren. Eine Variante besteht in der dezenten Provokation: Der deutsche Kulturstatsminister kommt im Rahmen einer mehrtägigen Reise durch Israel zu einer kurzen Stippvisite nach Ramallah.¹²⁰ In einem Gespräch mit palästinensischen Kulturschaffenden stellt der Institutsleiter eine Teilnehmerin aus Jerusalem als »eine Vertreterin aus der Hauptstadt Palästinas« vor und konfrontiert den Besucher hierdurch mit einer Gegenposition zu der »offiziell gemachten«, israelischen Sichtweise von Jerusalem als »ewiger und unteilbarer Hauptstadt eines jüdischen Staates«.¹²¹ Eine andere Variante verläuft als umfassende Unterrichtung: Während des Besuches einer Bundestagsabgeordneten in Ramallah nimmt sich der Institutsleiter viel Zeit, um im direkten Gespräch auf Basis seiner Erfahrungen und Alltagsbeobachtungen die lokalen Realitäten kleinteilig und nüchtern zu erläutern. Er nutzt hierdurch die Gelegenheit, seine Sicht auf die Gründe und Verantwortlichkeiten für das Stocken des »Friedensprozesses« im deutschen politischen Feld zu

119 | Interview vom 5. Dezember 2008.

120 | Feldnotizen vom 22. Oktober 2008.

121 | So ein Beschluss der israelischen Knesset aus dem Jahr 1980, der seither vielfach durch israelische Regierungen und internationale Besucher – trotz anderslautender Rechtslage – wiederholt wurde.

platzieren.¹²² Eine dritte Variante zeigt sich in dem Bemühen, Journalistinnen oder Workshopleiterinnen direkt mit den Alltagsrealitäten der Besatzung zu konfrontieren – etwa indem man sie während ihres Aufenthaltes nicht immer mit dem gekennzeichneten Institutsbus über einen Diplomatenübergang zwischen Ramallah und Jerusalem transportiert, sondern zumindest einmal mit einem öffentlichen Verkehrsmittel über normale Checkpoints fahren lässt. In all diesen Modi geht es darum, in Deutschland situierte Positionen mit lokalen Wahrnehmungen oder Alltagsfakten zu verknüpfen und hierdurch eine neue Perspektive auf den israelisch-palästinensischen Konflikt zu eröffnen.

Aber auch in der Zusammenarbeit mit lokalen Partnern und Öffentlichkeiten lassen sich solche reflexiven Wissenspraxen beobachten. Die Kulturmittler kennen und achten die Dominanz einer ablehnenden Haltung gegenüber Kooperationen mit Israel, bemühen sich in konkreten Projektkonstellationen aber dennoch immer wieder um deren Flexibilisierung und diskursive Verschiebung. Sie greifen hierbei die Zielvorstellung einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* auf, suchen aber nach Anknüpfungspunkten, die im lokalen Kontext funktionieren könnten. Kulturpolitische Übersetzungen verlaufen hier als ein pragmatisches, translokal informiertes und inkrementelles Navigieren durch die Rationalitäten und Erfordernisse unterschiedlicher Diskussions- und Handlungsfelder. Die folgende Interviewsequenz mit einer Bibliothekarin des Goethe-Instituts in Ramallah vermittelt einen Eindruck von dieser *navigierenden Verknüpfungsarbeit*. Im Mittelpunkt steht *Felix*, ein kleiner Hase und Held eines deutschen Kinderbuches, das ins Arabische übersetzt worden ist – nur leider durch einen in Israel angesiedelten Verlag:

MA: »Jetzt legt man mir ein tolles Kinderbuch auf den Tisch: ›Felix‹, mit Briefen drinnen und so, ins Arabische übersetzt. Aber das Buch hat ein Verlag in Israel produziert. Und das ist schon ein Problem. Also ich, wenn ich hierherkomme, stelle ich mir natürlich vor, das ist ja eigentlich ideal: Mit dem Buch arbeitest du schon einmal hier mit einer Kindergruppe und das haben wir auch gemacht. Die Kinder haben dann Briefe- Also das ist ein Hase, der geht auf dem Flughafen verloren und aus Versehen endet er im Flugzeug und seine Besitzerin, die kleine Sophie, steht da und er ist weg. Und dann schreibt er ihr immer Briefe aus Tokio und aus Hongkong und so. Und die Briefe stecken da im Buch drinnen. Und dann haben wir mit den Kindern gearbeitet und haben gesagt: ›Also ihr könnt auch Briefe jetzt an den Felix schreiben‹ und dann schreiben die an Felix: ›Halt doch auch mal, komm doch bitte, halt doch auch mal hier, komm doch mal hierher, du brauchst keine Angst haben. Du wirst viele Leute mit Gewehren sehen. Hab keine Angst, wir hätten so gerne, dass du kommst und wir erzählen dir dann, wie das hier alles so ist‹ und so. Gut, das war eigentlich ein guter Anfang. Ich hatte mir vorgestellt, ich könnte-

Also in Jerusalem, fanden sie das halt auch so toll im Institut,¹²³ ob wir es nicht hinkriegen, dass eine Gruppe von Kindern auf der israelischen Seite sich mit einer Gruppe von Kindern von hier schreibt.«

JA: »Hebräischsprachige Kinder, oder-?«

MA: »Ja, ja. Aber es ist gaaaanz schwierig, Jens. Du, ich habe auch eben bei der Aktion versucht, ein palästinensisches Bildungsinstitut miteinzubeziehen und die haben gesagt: ›Also wir schicken euch unsere Kinder und ihr könnt natürlich damit arbeiten und alles. Aber bitte schreibt nicht, dass wir da als Partner mit drinnen stecken.‹ Oder du musst halt Lehrer oder Eltern finden, die das mitvollziehen, was du dann da als Strategie hast. Oder jetzt habe ich das Buch auf der Buchmesse hier ausgelegt. Es gibt Leute, die zeigen dir: ›Aber das ist doch ein israelischer Verlag.‹«

JA: »Wie weit seid ihr damit gekommen mit dieser Idee, dass sich israelische und arabische Kinder Briefe schreiben?«

MA: »Ich bin noch nicht viel weiter- Ich habe es noch nicht ganz aufgegeben. Aber, weißt du, das ist dann halt auch sehr aufwendig. Da brauchst du dann wahnsinnig viel Zeit dafür, um das durchzuziehen.«

JA: »Was ist das Argument, warum wollen die damit nicht in Beziehung gesetzt werden, dieses Bildungsinstitut?«

MA: »Du weißt, das Grundproblem hier ist, dass dir die Palästinenser sagen: ›Wir haben 40 Jahre lang versucht – also mit Unterbrechungen – mit unseren Nachbarn zu reden und zu irgendwelchen Vereinbarungen zu kommen. Es gibt x Vereinbarungen, die auf dem Tisch liegen schriftlich und immer sind sie geplatzt‹ und so, oder: ›Und wir wollen nicht mehr.‹« [...] »

JA: »Und kannst du das nachvollziehen?«

MA: »Ja, ich kann es schon nachvollziehen. Ob ich es richtig finde, ist eine andere Frage.«

JA: »Findest du es richtig, oder-?«

MA: »Ich finde es nicht ganz richtig. Und ich meine, es gibt ja weiterhin Initiativen auf beiden Seiten und auch gemeinsame Initiativen. Aber generell ist das die Situation.«¹²⁴

Der Arbeitsalltag einer Kulturmittlerin zeigt sich hier als ein projektbezogenes Zusammenfügen von kulturpolitischen Zielvorstellungen, diskursiven Positionen, Materialien, lokalen Organisationen und Akteursgruppen – ein Zusammenfügen, das gleichzeitig in Abhängigkeit von ganz handfesten Faktoren wie Zeit, Geld oder einem Mitarbeiterschlüssel geschieht. Sichtbar wird hierbei die vorsichtige Suche nach Möglichkeiten des Verknüpfens, die ich als »translokales Gespür« bezeichne – eine erfahrungsbasierte Fertigkeit, die sich in dieser Dichte erst im Laufe eines längeren Einsatzes an den Schnittstellen unterschiedlicher lokaler und institutioneller Felder herausbilden kann. Auf

123 | Also im Goethe-Institut in Westjerusalem, das ein jüdisch-israelisches Publikum adressiert.

124 | Interview vom 22. November 2008.

Basis dieses Gespürs vermag meine Gesprächspartnerin mögliche Reibungen ihrer Programmvorschläge vorauszuahnen und kann dennoch zu der Entscheidung kommen, sie situativ zu riskieren – oder auch nicht. Lokal dominante Positionen werden nachvollzogen, aber nicht zwingend übernommen; sie können aus einer Distanz betrachtet oder auch als Produkt der Dynamiken innerhalb einer Partnerorganisation erkannt werden. Begriffe und diskursive Begrenzungen, die im ersten Kontakt unumstößlich erschienen, bilden weiterhin die Arbeitsgrundlage, lassen sich im Laufe einer zunehmenden Vertrautheit mit den lokalen Gegebenheiten und einer wachsenden Verflechtung mit den Präsenzen des Konflikts aber vorsichtig austarieren.

Problematisieren als Wissensmodus:

»Was kann man mit den Mitteln der Kultur hier erreichen?«

Solche Navigationen erfordern eine kontinuierliche Auseinandersetzung mit den politischen, diskursiven oder infrastrukturellen Gegebenheiten an den Einsatzorten: Ein neuer Wissens- und Arbeitsmodus taucht auf, wenn Kulturmittler Rationalitäten und Schlüsselbegriffe einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* aufgreifen. Lokal wahrnehmbare Konfliktlinien, Defizite oder Reibungsflächen erscheinen nicht einfach als schwierige Rahmenbedingungen, sondern rücken explizit ins Zentrum der Programmarbeit. Die Kulturmittler entwickeln Herangehensweisen, die ihre Einsatzorte nach den multiplen Präsenzen und Effekten der »Konflikte« befragen und auf dieser Basis Möglichkeiten temporärer Interventionen ausloten. Den Ausgangspunkt bildet hierbei zumeist die Identifizierung einer Irritation oder Stagnation, einer defizitären Infrastruktur oder bedrohlichen Entwicklung, die im Rahmen von Diskussionen, Kooperationen und einem jeweiligen Projektformat als *lokal situierte Probleme* moduliert werden. Ich bezeichne eine solche Arbeitspraxis als »problematisieren« und untersuche sie nun als einen Übersetzungsmodus der neuen Policy.

»Was kann man mit den Mitteln der Kultur hier erreichen?« formulierte der Leiter der Abteilung für Kultur und Kommunikation des Auswärtigen Amtes in einem bereits zitierten Gespräch eine zentrale Fragestellung für eine Kulturpolitik, die sich *Konfliktprävention* auf die Fahnen geschrieben hat. Während meiner Feldforschung habe ich Gelegenheit, einen Besuch dieses hohen Beamten in Ramallah zu beobachten. Ein Treffen mit lokalen Kulturschaffenden diskutiere ich in dem folgenden Abschnitt als eine exemplarische Konstellation, in der dieser neue Wissens- und Arbeitsmodus wirksam wird und zugleich die Basis bildet, um in einen dichten Austausch zu treten. Vor diesem Hintergrund erscheinen drei Fragestellungen besonders relevant: Welche *thematischen Zuschnitte* kristallisieren sich im Zuge solcher Problematisierungen als mögliche Anknüpfungspunkte für kulturpolitische Interventionen

heraus? Welche Rolle spielen hierbei die *Asymmetrien*, die translokale Praxis- und Übersetzungsfelder durchziehen? Und welche *Effekte* sollen durch solche Interventionen im *Modus des Problematisierens* hervorgerufen werden?

Ungleiche Partnerschaften:

»Ihr schuldet uns etwas, denn wir haben nichts!«

In diesen Praxis- und Übersetzungsfeldern wirken Asymmetrien, die sich insbesondere aus dem Zusammentreffen unterschiedlicher Konfigurationen von Staatlichkeit ergeben. Im Rahmen dieser Untersuchung wurde bereits herausgearbeitet, dass sich die Präsenz deutscher Kulturmittler an Orten wie Ramallah oder Sarajevo als Ausdruck der politischen und ökonomischen Potenziale eines europäischen Nationalstaates verstehen lässt, der für sich in Anspruch nimmt, jenseits seiner Grenzen kulturpolitische Effekte zu erzielen. Gerade aus dieser Perspektive erscheinen die lokalen Ausformungen von Staatlichkeit häufig als fragmentiert oder defizitär und zugleich als Hindernis für die Orientierung an den Schlüsselmetaphern des Politikbereichs, die auf *Partnerschaft* und einen *Dialog auf Augenhöhe* abzielen. Eine solche Problematisierung von Staatlichkeit wird etwa anhand der Antwort des Institutsleiters in Ramallah greifbar, als ich ihn nach den zentralen kulturpolitischen Rahmenbedingungen an seinem Einsatzort frage: »Palästina ist ein Entwicklungsland«, das »nur in einem sehr beschränkten Maße über einen eigenen Haushalt verfügt [...] keinen eigenen Staat, keine Außengrenzen hat und damit nur sehr beschränkt überhaupt Partner sein kann.«¹²⁵

Eine solche Ausgangslage bringt für deutsche Kulturmittler zumindest zwei Schwierigkeiten mit sich. Zum einen ist es kaum möglich, substanzielle »Partnerleistungen« einzufordern, die im Selbstverständnis des Goethe-Instituts und auch seiner politischen Kontrollinstanzen eigentlich Voraussetzungen für eine Zusammenarbeit darstellen: »Nein, man kann einem nackten Mann nicht in die Tasche greifen. Das ist klar. Du kannst keine Partnerleistungen fordern, wo kein Partnergeld da ist. Wenn es Geld gibt, ja. Aber Palästina hat nun mal einen kaputten Haushalt.«

Zum anderen lässt sich schwerlich die ebenfalls projizierte »Nachhaltigkeit« für die, zumeist als »Impulse« angelegten, eigenen Programme erreichen. Intendierte Wirkungsketten werden aufgrund fehlender staatlicher und lokaler Strukturen sowie finanzieller Kapazitäten unterbrochen oder kommen überhaupt gar nicht erst in Gang:

»Sobald man Mittel wieder abzieht, sich anderen Themenstellungen zuwendet oder Personal reduziert, bricht alles, was man geschaffen hat, in sich zusammen. [...] Wir

125 | Interview vom 4. Dezember 2008; auch die folgenden drei Zitate.

haben nicht die Chance, irgendwann mal davon auszugehen, dass die Palästinenser Projekte, die wir angeregt haben, Knowhow, das wir geschaffen haben, auf eigene Faust weiterführen.«

Lokale Partnerorganisationen des Goethe-Institutes sind vor diesem Hintergrund auf die finanziellen Mittel eines wechselhaften, translokalen Projektmarktes angewiesen, um ihre Vorhaben umsetzen zu können:

»Wir haben immer die Situation, dass unsere Partner dann den nächsten Sponsoren angehen und von einer Stiftung an die nächste weitergereicht werden. Keine Stiftung ist bereit, etwa ein Bildungsprogramm mehr als ein Jahr oder, wenn es hoch kommt, für drei Jahre zu fördern. Danach sagen die: ›So, jetzt müsst ihr auf eigenen Füßen stehen‹, mit einigem Recht auch. Das tun sie aber nicht und dann muss der palästinensische Partner zum nächsten EU-Land oder zu den Amerikanern gehen oder das ganze Projekt unter einem anderen Namen noch einmal neu verkaufen.«

Deutsche Kulturmittler haben hingegen einen kontinuierlichen Zugriff auf staatlicherseits bereitgestellte Ressourcen, infrastrukturelle Arrangements und Netzwerke, die sie im Verhältnis zu den meisten ihrer Projektpartner mit einem gesicherten Status, einem langfristigen Planungsvermögen und größeren Handlungsoptionen ausstatten – ob intendiert oder nicht, in ihrer Arbeitspraxis produzieren sie Machteffekte, die von lokalen Akteuren durchaus erkannt werden: So finden sich in meinen Interviews mit Kulturschaffenden in Ramallah und Sarajevo immer wieder Klagen über die unerwartete, einseitige Beendigung einer langjährigen Zusammenarbeit durch die Goethe-Institute, über die Fixierung deutscher Kulturmittler auf die Realisierung ihrer eigenen Programme, die nicht immer als wirklich dringlich anerkannt werden, oder auch über deren Erwartung, dass lokale Akteure unbezahlt zu solchen Projekten beitragen. Gleichzeitig lässt sich beobachten, wie sich gerade entlang der Intention, sich lokal situierten Konfliktlinien zuzuwenden, temporäre Übersetzungsräume öffnen, in denen Positionen zu den Problemstellungen oder Bedürfnissen vor Ort, zu Interventionsmöglichkeiten oder den Modi der Zusammenarbeit in Bewegung geraten können. Diese Dynamik möchte ich nun anhand einer Begegnung erläutern.¹²⁶

Im Rahmen einer Reise durch Israel und die besetzten Gebiete besucht der Leiter der Abteilung für Kultur und Kommunikation des Auswärtigen Amtes das Goethe-Institut in Ramallah. Am nächsten Tag wird er nach Jenin weiterreisen, um dort die Möglichkeiten zur Unterstützung eines anspruchsvollen infrastrukturellen Projektes zu prüfen. Eine deutsch-palästinensische Initiative plant hier die Renovierung und Eröffnung eines ehemaligen Kinos und hat

das Amt um eine substanzielle Förderung gebeten. Eine *translokale community of project* aus Kulturschaffenden, zivilgesellschaftlichen Aktivistinnen, Unternehmen und Politikern hat sich zur Realisierung des *Cinema Jenin* gebildet.¹²⁷ Auch das lokale Goethe-Institut hat sich an diese Initiative angedockt, nicht zuletzt da in diesem Rahmen ein Standort für die eigenen Sprachkurse und Kulturprogramme im nördlichen Westjordanland entstehen würde. Vor diesem Hintergrund hat der Institutsleiter einige seiner Partner aus dem Bereich Film zu einem Gespräch gebeten. Es bildet sich ein temporärer Übersetzungsraum, in dem lokal situierte Probleme konfiguriert werden, deren Zuschnitt und Verknüpfungspotenziale sich entlang von vier Positionen und einem Eklat illustrieren lassen:

Zu Beginn rahmt der Abteilungsleiter das Treffen mit Bezugnahmen auf bekannte Argumentationsfiguren einer konfliktpräventiven Kulturpolitik. Er spricht von der »Kultur, die auch unter schwierigen politischen Bedingungen ihren Wert hat« und verweist auf die ursprünglich unwahrscheinliche Erfolgsgeschichte der deutsch-französischen Versöhnung als beispielhaft für andere, gegenwärtig unlösbar erscheinende Konfliktkonstellationen. Anschließend positioniert er sich zum einen als Vertreter einer finanzstarken Institution, indem er aktuell wachsende Budgets hervorhebt, die auch kulturpolitischen Aktivitäten in den Palästinensischen Gebieten zugutekommen sollen; zum anderen betont er, dass er sich im Hinblick auf eine mögliche Förderung des *Cinema Jenin* einen Rat erhoffe und versetzt somit seine palästinensischen Gesprächspartner in die Rolle von lokalen Experten.

In einer ersten Reaktion bringt der Direktor des zu diesem Zeitpunkt einzigen Kinos und Theaters im Westjordanland mit permanenter Spielstätte zunächst seine Freude über das geplante Projekt zum Ausdruck, um im Anschluss primär über die Defizite im lokalen Kulturleben, über unbeantwortete Bedürfnisse und das unzureichende Engagement internationaler Akteure in den Palästinensischen Gebieten zu klagen. Verweise auf fehlende Infrastrukturen und den Verlust kultureller Kompetenzen stehen dabei im Zentrum: Alle Kinos des Westjordanlandes seien während der ersten Intifada geschlossen worden. Hierdurch seien nicht nur Kinos als Institutionen verschwunden, sondern auch die einfache Gewohnheit ins Kino zu gehen oder grundlegendes Wissen über diese Kunstform und kulturelle Praxis. Als Konsequenz würde sich die palästinensische Gesellschaft gegenwärtig kulturell zurückentwickeln, ein Teil radikalisiere sich. Für die Entfaltung »eines gesünderen kulturellen Lebens« bräuchte es nachhaltige Investitionen in kulturelle Infrastrukturen und in den Aufbau einer umfassenden kulturellen Bildung in den Schulen. Aus dem palästinensischen Haushalt ließen sich diese Bedarfe nicht decken und auch die Arbeit der eher kleinen ausländischen Kulturinstitute

127 | Siehe hierzu: www.cinemajenin.org (letzter Zugriff am 4. November 2017).

reiche nicht aus. Entsprechend fordert er ein deutlich substanzielleres Engagement europäischer Regierungen in den besetzten Gebieten: »Wir haben nicht, was wir haben sollten«, fasst er zusammen.

Die zweite palästinensische Gesprächspartnerin stellt sich als Leiterin des einzigen Frauenfilmfestivals in der arabischen Welt vor und knüpft zumindest in der Beurteilung grundlegender kultureller Dynamiken an die zuvor geäußerten Einschätzungen an: Sie spricht von einer »kulturellen Regression« in den Palästinensischen Gebieten und beklagt den zunehmenden Rückzug der Menschen in immer kleinteiligere Räume und Gemeinschaften. Ihre Projekte reagierten auf diese Entwicklung, indem sie gerade auch in den abgelegenen Städten des besetzten Territoriums auf die Öffnung von Diskussionsräumen ausgerichtet seien, die den Aufbau einer »Zivilgesellschaft, die Differenz akzeptiert«, unterstützten. Im Hinblick auf die infrastrukturellen Defizite relativiert sie das Bild hingegen etwas: Die zwölf lokalen Universitäten, an denen das Festivalprogramm gezeigt würde, verfügten alle über voll ausgestattete Auditorien. Sie lenkt den Blick vielmehr auf fehlende Verbindungen zwischen unterschiedlichen lokalen Organisationen. Es gebe eine ganze Reihe von Medienabteilungen mit zeitgemäßer technischer Ausrüstung; jeder dieser Einrichtungen fehle aber zumindest ein relevanter Baustein. Aus ihrer Perspektive müsse es eher darum gehen, verschiedene Akteure durch »strategische Interventionen« zusammenzubringen, als ganz neue Institutionen und Infrastrukturen aufzubauen. Einen Grund zur Klage sieht sie in den immer nur projektbezogenen, in ihren Augen strategielosen Förderpolitiken ausländischer Geldgeber, die ihr nicht nur viel Zeit raubten, sondern eine langfristige Planung unmöglich machten.

Der Institutsleiter nutzt die Gelegenheit, um die Zielvorstellung »Nachhaltigkeit« als zentrales Problem seiner Arbeit zu markieren. Am Beispiel der Soap-Opera *Matabb* erläutert er, dass es keine lokalen Strukturen gäbe, die einen solchen Impuls aufgreifen und fortführen könnten. Seine Kooperationspartner rieben sich im »tagtäglichen Kleinklein« auf. Der Theaterdirektor flöge etwa persönlich nach Kairo, um dort einen Film für sein Kino abzuholen, da es für die besetzten Gebiete kein Verleihsystem gäbe. Vor diesem Hintergrund hätten sie als Goethe-Institut vor Ort aufgehört, »hier eine Lesung und dort ein Konzert zu organisieren«, sondern stattdessen strategisch entschieden, sich ganz auf »Kino und Medienentwicklung zu konzentrieren«. Sie brächten etwa Ausrüstung ins Land, organisierten dann aber auch Ton- oder Kameraworkshops, um zu unterrichten, wie man diese Ausrüstung nutzt. Die Musikszene könne sich nun berechtigterweise beschweren, dass sie vernachlässigt werde, aber bei limitierten Ressourcen sei es unerlässlich, solche Schwerpunkte zu definieren.

Gegen Ende des Gespräches kommt es zu einem Eklat, als der Gast aus Berlin erwähnt, dass man in internationalen Gremien häufig höre, Palästina

sei »overfunded«. Es gebe zwei Regionen über die das so gesagt werde: Afghanistan und Palästina. Der Theaterdirektor reagiert verärgert und mobilisiert Bilder von einer historischen Schuld. Europa unterstütze Israel seit Jahrzehnten, etwa mit der Zahlung von einigen hundert Millionen Euro. Israel sei nun stabil und würde ihnen alles wegnehmen, sogar das Wasser. Vor diesem Hintergrund trage Europa dafür Verantwortung, hier Stabilität zu schaffen: »Ihr habt uns zerstört, ihr schuldet uns etwas, denn wir haben nichts«, erklärt er und schließt: »No, we are not overfunded.« Der Abteilungsleiter versucht die Wogen zu glätten: Es sei nicht seine Haltung, dass Palästina »overfunded« sei, sondern eine international weitverbreitete Position. In Anbetracht der vielen lokal tätigen NGOs käme man allerdings nicht umhin, den deutschen Steuerzahlern zu erklären, warum man sich noch für ein weiteres Projekt in den Palästinensischen Gebieten engagiere. Er äußert Verständnis für die Reaktion und versucht, einen situativen Konsens herzustellen. Man bestätigt sich wechselseitig, dass die Förderung einzelner Initiativen nicht ausreiche, um den massiven Bedarf an Infrastrukturen und kultureller Bildung zu sättigen. Man trennt sich freundlich, aber letztlich unverbindlich.

Anhand dieser Sequenz lässt sich verdeutlichen: Im Zuge der Mobilisierung von Zielvorstellungen einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* bilden sich neuartige Übersetzungsräume heraus, in denen sich Perspektiven auf Einsatzorte und kulturpolitische Aufgaben partiell verlagern und neu verweben. Zwar führte auch das langfristig etablierte Prinzip der kulturellen Selbstdarstellung bereits zu einer Suche nach lokal funktionierenden Anschlüssen, die aber zumeist in dem angestammten konzeptionellen Rahmen einer nationalstaatlichen Kulturpolitik verblieb: Die – wenn auch in Form und Inhalt zunehmend flexible – Vermittlung von Beständen des Narrativs vom Nationalen stand dabei immer im Zentrum. Eine neue Dynamik der zunehmenden inhaltlichen Öffnung und Pluralisierung kulturpolitischer Praxis- und Übersetzungsräume lässt sich aus der letzten Sequenz zumindest anhand von drei Aspekten herauslesen: Erstens zeigt sich die *Erörterung lokal situierter Probleme* als eine treibende Kraft der Zusammenkunft eines translokalen Akteursfeldes, das – je nach konkretem Setting – deutsche Kulturmittler, Diplomaten, Policymaker, lokale Partner, »Ortskräfte«, externe Experten und andere Personen umfassen kann. Gemeinsam bilden sie einen temporären Praxis- und Übersetzungsraum, in dem Positionen aus unterschiedlichen lokalen und institutionellen Kontexten vorgebracht, aufgegriffen, weiterentwickelt oder fallen gelassen werden können. »Probleme« werden in diesem Rahmen in einem jeweils spezifischen Ausschnitt konfiguriert und gerade auch im Hinblick auf mögliche kulturpolitische Maßnahmen diskutiert. Die praxisorientierte Suche nach geeigneten Projekt- und Kooperationsformaten, durch die sich kulturpolitische Zielvorstellungen und Ressourcen mit lokal situierten Diskursen, Erwartungen und Defiziten verknüpfen lassen, gehört entsprechend zu solchen

Erörterungen dazu. Zweitens treten Potenziale zur *Verschiebung von Zuständigkeiten* hervor: Infrastrukturelle Mängel, fehlende finanzielle Ressourcen, unzureichende staatliche Strukturen, der Verlust kultureller Kompetenzen oder besorgniserregende gesellschaftspolitische Entwicklungen geraten in den Fokus einer nationalstaatlichen Kulturpolitik, die zunehmend Interventionsmöglichkeiten in Konfliktkonstellationen prüft. Hierdurch ist nicht gesagt, dass deutsche Kulturmittler gewillt oder in der Lage wären, Verantwortung für die Bearbeitung all dieser Problemlagen zu übernehmen – aber die thematischen Schwerpunkte und Grenzen möglicher Handlungsfelder konfigurieren sich doch deutlich anders als im Rahmen einer Kulturpolitik, die im Kern auf Selbstdarstellung ausgerichtet blieb. Und drittens eröffnen sich in diesen verlagerten Übersetzungsfeldern Potenziale, *Asymmetrien* innerhalb von kulturpolitischen Kooperationen als »Problem« zu markieren. So wehrt sich der Theaterdirektor hier nicht nur gegen das hierarchisierende Bild von einem übermäßigen und einseitigen Kapitalfluss in die besetzten Palästinensischen Gebiete, sondern unterstreicht, wie stark europäische Akteure in die Entstehung, den historischen Verlauf und die gegenwärtige Realität eines Konfliktes verweben sind, der gerade durch externe Beobachter zumeist als lokal verortet und somit geografisch eingrenzbar betrachtet wird. Verweise auf globale Verflechtungen und Machtfelder perspektivieren das »Problem« hier auf eine andere Weise und verlagern zugleich Fragen nach Verantwortlichkeiten und einem angemessenen Engagement westlicher Staaten. Welche Konsequenzen aus einer solchen situativen Konfrontation entstehen, bliebe zu prüfen: Sicherlich zeigt sich die anhaltende Wirkmächtigkeit der Asymmetrien, die ein solches Aufeinandertreffen durchziehen, in dem Vermögen des Gastes aus Berlin, die Begegnung mit unverbindlichen Äußerungen zu beenden oder in der bleibenden Dominanz eines politischen Narrativs, dass die Bereitstellung von Geldern auch weiterhin weniger als ein Recht der Bewohnerinnen und Bewohner geopolitischer Konfliktkonstellationen, sondern primär als Ausdruck deutscher Wohltätigkeit darstellt.

Asymmetrische Problematisierungen: »Das ist etwas anderes, das sollten wir hier draußen lassen.«

Im Laufe meiner Feldforschung bin ich eher vereinzelt solchen direkten Konfrontationen begegnet, die auch die breiteren Rahmenbedingungen kulturpolitischer Kooperationen als »Probleme« markieren. Sehr viel häufiger schälen sich Herangehensweisen heraus, die primär auf lokale Ausschnitte abzielen und in denen sich die Machtgefüge etablierter institutioneller Ordnungen und Muster der Ressourcenverteilung widerspiegeln. Es zeigt sich eine Tendenz zur *asymmetrischen Problematisierung*, die ich nun an einem Beispiel aus Sarajevo erläutern möchte.

Hier nehme ich an den Vorbereitungen zu einer Tagung mit dem Arbeitstitel *Sprach(en)politik* teil, die mit der Beobachtung einer Dynamik des sprachlichen Auseinanderdriftens ihren Ausgang nimmt. Denn im Zuge des Zerfalls Jugoslawiens wurde auch die zuvor offiziell unumstrittene Idee einer gemeinsamen Sprache, welche die Menschen in Bosnien-Herzegowina, Kroatien, Montenegro und Serbien unabhängig von ihren ethnonationalen Zugehörigkeiten miteinander teilen, hinterfragt und bekämpft. In den nunmehr unabhängigen Staaten gewannen Positionen an Bedeutung, die sprachliche Eigenständigkeiten behaupteten und die Betonung oder Schaffung von Differenzen förderten. Diese Dynamiken zeigen sich etwa anhand von Sanktionierungen zuvor selbstverständlicher Variationen des Serbokroatischen durch nationalstaatliche Sprachpolitiken und erweisen sich insbesondere für Bosnien-Herzegowina als problematisch, da hier Bosnisch, Kroatisch und Serbisch offiziell als Staatssprachen definiert worden sind. In der Konsequenz bewegen sich viele Bürgerinnen und staatliche Institutionen in einem Spannungsfeld zwischen dem Festhalten an der Vorstellung grenz- und gruppenübergreifender sprachlicher Zusammengehörigkeit und der Orientierung an neuen lingualen Standards und Differenzierungen, die primär durch die Nachbarländer Serbien und Kroatien gesetzt werden. Auch im Arbeitsalltag des Goethe-Instituts entfalten solche Dynamiken ihre Wirksamkeit: Eine bosnische Mitarbeiterin berichtet mir irritiert, dass eine Gemeindeverwaltung aus dem kroatisch dominierten Landesteil ein in der »lokalen Sprache« verfasstes Schreiben unbearbeitet zurückgesandt und mit der Aufforderung versehen habe, es noch einmal »auf Kroatisch« zu schicken. Verwundert reagiert man auch auf die Reaktion der Kolleginnen am Goethe-Institut in Zagreb, denen man vorgeschlagen hatte, im Rahmen eines Kooperationsprojektes nur eine Übersetzung aus dem Deutschen anzufertigen: »Wenn man die Texte in Kroatien als Provokation verstehen solle, dann könne man die Texte aus Bosnien nehmen.«¹²⁸ Die Mitarbeiter des Goethe-Institutes in Sarajevo werden in solchen Situationen damit konfrontiert, dass ihr pragmatisches Festhalten an der Idee einer gemeinsamen und geteilten Sprache im postjugoslawischen Raum andernorts auf Ablehnung stoßen kann – ein Pragmatismus, der allerdings von vielen ihrer lokalen Projektpartner geteilt wird: »Rein linguistisch betrachtet, handelt es sich um eine Sprache«, erklärt mir ein Professor für Philosophie, der regelmäßig deutsche Texte übersetzt. Je nach Standort des Verlages, der seine Übersetzungen veröffentlicht, nenne er die Zielsprache »Kroatisch, Serbisch oder Bosnisch« – einen substanziellen Unterschied gebe es aus seiner Perspektive

128 | Feldnotizen vom 23. Juni 2009. Viele Personen im Umfeld des Goethe-Instituts sprechen häufig von der »lokalen Sprache«, um den Zwang einer ethnonationalen Kategorisierung zu umgehen.

dabei nicht.¹²⁹ Ähnlich positioniert sich ein Mitarbeiter des bosnischen Fernsehens, der das lokale Publikum und internationale Kollegen auf der bereits diskutierten *Mini-Input Konferenz* mit den Worten willkommen heißt: »Ich begrüße sie gerade in vier Sprachen gleichzeitig.«¹³⁰

So lassen sich die Hintergründe des Projektes *Sprach(en)politik* kurz andeuten. Durch diese Tagung greifen die Kulturmittler also einen langfristigen Effekt des gewaltvollen Auseinanderbrechens Jugoslawiens auf und stellen ihn ins Zentrum eines Programmformats: »Sprache« ist sowohl auf einer grundlegenden als auch auf einer ganz alltäglichen Ebene zu einem Problem geworden; die Nutzung bestimmter Worte oder die schlichte Frage nach der Benennung der lokalen Sprache können sich als ein Politikum erweisen. Die Institutsleiterin erklärt mir die Bedeutung des Projektes gerade aus den weitreichenden Bezügen des Themas:

»[...] weil um diese Sprachenfrage kreist so viel und die ist ja auch nur ein Symbol für diese- Eigentlich die Grundfrage an diesem Institut, in diesem Land ist die Identität und es gibt keine identitätsverbindende Klammer, die die Menschen in diesem Land in einer ihrer verschiedenen Rollen sagen lässt: ›Wir gehören einer gemeinsamen Identität an.‹ Und was mich sehr umtreibt ist, dass hier, was Identitäten angeht, einem Reinheitsgedanken gehuldigt wird, den ich schlichtweg beklemmend finde.«¹³¹

Das sprachliche Auseinanderdriften wird hier also als Ausdruck einer tiefen, letztlich identitären Dynamik verstanden: der Omnipräsenz und Wirkmächtigkeit eines ethnonationalen Teilungsprinzips, das auch nach Ende des Krieges politische Öffentlichkeiten und Alltagskonstellationen zu strukturieren vermag. Vor diesem Hintergrund interessiert mich die Frage, welcher Ausschnitt und welche Herangehensweisen entwickelt werden, um dieses Thema kulturpolitisch bearbeitbar zu machen. Konfiguriert sich *Sprach(en)politik* eher als ein lokal situiertes und somit eingrenzbares Problem oder entwickelt sich über diese Themensetzung ein Raum, in dem großflächigere Dynamiken, translokale Verflechtungen oder Parallelentwicklungen zur Sprache kommen können? Zur Diskussion dieser Frage lohnt der Blick auf das Veranstaltungsformat, das im Zuge der Vorbereitungen entwickelt wird und in vier Konferenzblöcken die »Kontrastierung von Perspektiven aus den »deutschsprachigen Ländern und Bosnien-Herzegowina« vorsieht: Zunächst sollen in zwei sprachwissenschaftlichen Panels zu den »Fakten« im deutschen Sprachraum und vor Ort »Grundlagen« erarbeitet werden, um auf dieser Basis in zwei wei-

129 | Feldnotizen vom 16. November 2009.

130 | Feldnotizen vom 22. November 2009. Er meint hiermit: Bosnisch, Kroatisch, Serbisch und Montenegrinisch.

131 | Interview vom 23. Juli 2009.

teren Blöcken den jeweiligen »sprachpolitischen Umgang« mit dieser Lage zu diskutieren. Der Teilnehmerkreis soll sich aus Wissenschaftlern eben aus den deutschsprachigen Ländern und aus der Region zusammensetzen. Zwei Beobachtungen sind hierbei von Interesse: Zum einen zeigt sich das etablierte Prinzip der – in diesem Falle sprachräumlich erweiterten – *Deutschlandbezüge* auch hier als normalisierter Modus, um lokale Konstellationen weiträumiger zu verknüpfen. Zum anderen stechen gerade in dieser Kombination Asymmetrien hervor, die sich anhand meiner Feldnotizen zu einem Planungstreffen verdeutlichen lassen:

Während des Gesprächs sagt die Institutsleiterin Sprachpolitik sei in Deutschland, Österreich und der Schweiz unstrittig. Es gebe hier keine Kontroverse; aufgrund der »Fakten« habe man sich zu einem pragmatischen Umgang mit »Sprache« entschieden. Hier sei es im Prinzip so gelaufen, dass man sich gemeinsam auf eine Standardsprache geeinigt habe und den »Rest« als akzeptierte Varianzen betrachte. Der lokale Mitarbeiter lässt einfließen, dass es im jugoslawischen Raum 150 Jahre lang eigentlich genauso gewesen sei – bis zum Krieg eben.¹³²

Bemerkenswert erscheint hier zunächst die Charakterisierung des deutschsprachigen Raums als pragmatisch, faktenorientiert und konsensorientiert, die bestimmte Entwicklungen in Bosnien-Herzegowina besonders deutlich als erklärungsbedürftig hervorhebt – anders formuliert: dem Projekt wird eine eindimensionale, asymmetrische Blickrichtung von einem vernunftgeprägten Ruhepol auf den problematischen Sonderfall eingeschrieben. Durch eine solche Perspektivierung gerät aus dem Blick, dass auch die gegenwärtig »unstrittig« erscheinenden kulturellen Konstellationen in Mitteleuropa erst im Zuge von machtvollen, häufig gewaltdurchzogenen Homogenisierungspolitiken erschaffen worden sind. Auch der Hinweis des lokalen Mitarbeiters, dass in beiden Regionen in der Entwicklung sprachlicher Standards durchaus ähnliche Prinzipien wirksam waren, findet in der Projektplanung keine weitere Beachtung. Die Perspektive einer asymmetrischen Problematisierung und damit verbundene Ausblendungen zeigen sich auch an einem zweiten Aspekt:

Die Institutsleiterin bemerkt, dass es in Deutschland eigentlich keine Sprachpolitik gäbe. An dieser Stelle merke ich an, dass man von »Migranten« kontinuierlich verlange, dass sie Deutsch lernen; ihre häufige Mehrsprachigkeit wird eher als Problem markiert. Und wenn sie die deutsche Staatsbürgerschaft annehmen wollen, so müssen sie als Bedingung entsprechende Sprachkenntnisse nachweisen. Handelt es sich hierbei nicht um eine Sprachpolitik, frage ich. Es wird deutlich, dass der Institutsleiterin meine An-

merkung missfällt. Sie sagt, da gehe es um »Migranten«, das sei etwas anderes und das sollten wir hier draußen lassen.

Auch wenn man anerkennt, dass es zu den kontinuierlichen Herausforderungen einer Kulturmittlerin gehört, alleine schon aus Praktikabilitätsgründen einen jeweiligen Projektzuschnitt zu begrenzen und in diesem Rahmen mögliche Erweiterungen auszuschließen, erscheint diese Position fragwürdig. Denn gerade am Beispiel des Umgangs mit Migration lässt sich aufzeigen, wie vehement auch in den deutschsprachigen Ländern Politiken initiiert werden, um das historisch etablierte Selbstbild von der »gemeinsamen und geteilten Sprache« in der Gegenwart intakt zu halten. Gleichfalls würde das Bild von einem besonders *pragmatischen Umgang mit Sprache* auf einer deutschen Ausländerbehörde schnell Schaden nehmen: Trotz der alltäglichen Multilingualität dominieren hier die Vorstellungen einer sprachlichen Norm und Homogenität die Begegnungen und bürokratischen Akte. Gerade in Anbetracht der Dauerhaftigkeit von Migrationsbewegungen wirkt die Formulierung, *wir sollten Migranten hier draußen lassen*, somit nicht nur merkwürdig antiquiert, sondern sie bedeutet zugleich, eine zentrale Dynamik, die auch in Deutschland gegenwärtig kontinuierlich sprach- und bildungspolitische Interventionen hervorruft, auszublenden. Asymmetrien zeigen sich hierbei in dem Vermögen, einen Blickwinkel auszuwählen, der in der Bearbeitung eines Themenfeldes den lokalen Kontext einseitig problematisiert, anstatt Verflechtungen und Parallelentwicklungen herauszuarbeiten; sie zeigen sich aber auch in den Infrastrukturen und Ressourcen, die einer deutschen Kulturmittlerin zur Verfügung stehen, um eine jeweilige Problematisierung zum Ausgangspunkt eines Programmformats zu machen – eine Rahmenbedingung, auf die palästinensische oder bosnische Kulturschaffende nicht in gleicher Weise zugreifen können. Solche asymmetrischen Problematisierungen – so lässt sich auf Basis meiner Feldforschungen formulieren – prägen bisher viele der Projekte, die sich explizit den Konfliktkonstellationen zuwenden. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob nicht die gezielte Erarbeitung von symmetrischen Herangehensweisen und thematischen Zuschnitten eine explizite Aufmerksamkeit erfahren müsste, um die Intentionen einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* glaubhaft in lokale Handlungskontexte zu übersetzen.

Evozierte Effekte: Infrastrukturen entwickeln, Menschen mobilisieren, Diskurse öffnen

Trotz solcher Kritikpunkte gilt es festzuhalten, dass die Bezugnahmen auf Rationalitäten und Zielvorstellungen der neuen Policy fraglos zu einer tieferen und kontinuierlichen Auseinandersetzung mit den fragilen politischen Realitäten an den Einsatzorten, zu einer Verbreiterung des Themenspektrums in

der Programmarbeit sowie zu einer Pluralisierung von Projekt- und Kooperationsformaten geführt haben. Gleichzeitig generieren die hieraus hervorgehenden *Praxen des Verknüpfens* vielfältige neue Wissensbestände – etwa zu der Komplexität eines Konfliktes, zu der Brüchigkeit und lokalen Situiertheit von scheinbar universellen Begriffen wie *Dialog* oder *Verständigung*, zu den vielfältigen Klippen, die es selbst bei der translokalen Arbeit mit einem Kinderbuch zu umschiffen gilt, zu den Erwartungen lokaler Projektpartner an kulturpolitische Kooperationen oder auch zu den fehlenden Kriterien, um den »Erfolg« einer jeweiligen Maßnahme zur Konfliktbearbeitung messen zu können. Gerade diese erfahrungsbasierten Zweifel an eindeutigen Kausalbeziehungen zwischen Projekten und Konfliktverläufen lenken die Aufmerksamkeit auf die Frage, welche Vorstellungen von *wünschenswerten Effekten* stattdessen hervorgerufen werden: Welche Wirkungen erhoffen sich die Kulturmittler von ihrer Verknüpfungsarbeit und inwiefern korrespondieren ihre Intentionen mit den Erwartungen ihrer Kooperationspartner? Im Rahmen meiner Feldforschung konnte ich vielfach ein *Wechselspiel zwischen effektvollen Interventionen und demonstrativen Distanzierungen* beobachten, das ich nun in seinen Ambivalenzen diskutieren möchte.

Als ich die Institutsleiterin in Sarajevo nach ihren Zielvorstellungen für das Projekt *Sprach(en)politik* frage, erwähnt sie ein Treffen mit Vertreterinnen der schweizerischen und österreichischen Botschaften, die man in diesem Fall als Kooperationspartner gewinnen konnte. Hierbei habe sich gezeigt, dass die Botschaftsmitarbeiterinnen einen »politischen Zugang« zu dem Thema wählten: Klare Zielsetzungen und definierte Resultate stünden für sie im Zentrum. Sie selbst suche hingegen einen »kulturellen Zugang«, der ein »offenes Forum« ins Leben rufen solle und auf die Initiierung »ergebnisoffener Erkenntnisgewinnungsprozesse« ausgerichtet sei:

»Also ich gehe nicht hin – und das ist ein Unterschied zu den beteiligten Botschaften –, dass diese Sprachenpolitikkonferenz ein Ergebnis haben muss, das ich jetzt schon im Kopf habe. Ich glaube, das wäre ein völliges Missverständnis. Aber dass man überhaupt dieses Forum bietet und sich überlegt, wen lädt man denn jetzt an einen Tisch, die sonst nicht miteinander sprechen oder man lädt Leute ein, die sonst nicht zusammenkommen und das ist wie eine Versuchsanordnung. In der Hoffnung, dass man damit etwas positiv verändert in jedem Einzelnen und da neue Horizonte eröffnet.«¹³³

Diese Passage erscheint mir signifikant, da sie in zwei Positionen mit vielen Äußerungen, die ich während meiner Feldforschungen sammeln konnte, korrespondiert: zum einen in der Orientierung an der Idealvorstellung einer »Kultur, die nicht der Politik unterworfen ist«, wie es der Institutsleiter in Ramallah

in einem unserer Gespräche formuliert hat,¹³⁴ zum anderen in der Selbstbeschränkung auf die Rolle einer »Impulsgeberin«, die durchaus Wirkungsketten hervorzurufen versucht, ohne aber deren Verläufe vorherzubestimmen.

Aus der ersten Position spricht die Erwartung, dass gerade die Suche nach einem »neutralen Standpunkt«, der Unabhängigkeit gegenüber allen politischen Akteuren bewahrt, neue Perspektiven, Gesprächskonstellationen, diskursive oder zivilgesellschaftliche Anschlüsse möglich macht – eine Erwartung, die auch der Abteilungsleiter aus dem Auswärtigen Amt in seinen mehrfach zitierten Formulierungen zu den besonderen Potenzialen von »Kultur« mobilisiert. Genau diese Äußerungen eines hochrangigen Politikgestalters fördern dabei zugleich die Ambivalenzen eines »kulturellen Zugangs« zutage. Kulturmittler, die sich in ihrer Arbeit verstärkt den politischen Brechungen und Präsenzen gewaltdurchzogener Konflikte zuwenden, sind auf zumindest zweierlei Weise in politische Prozesse verstrickt: einerseits durch ihre Entsendung und Ausstattung im Rahmen einer nationalstaatlichen Kulturpolitik; andererseits durch die Intention, im Rahmen ihrer Programmarbeit an den Einsatzorten explizit auch politisch umkämpfte Felder zu betreten. So nachvollziehbar der Anspruch auf »Politikferne« für die Gestaltung der Programmarbeit auch ist, er bringt das Risiko mit sich, die politischen Verflechtungen und Wirkungen sowohl der eigenen Praxis als auch der gewählten Themenfelder auszublenden.

Die zweite Position steht mit dieser Intention in engem Zusammenhang: Sie beruht auf der sicherlich realistischen Einschätzung meiner Gesprächspartnerin, dass sie als Kulturmittlerin, »anders als etwa die OSZE, über kein politisches Mandat verfügt«, das es ihr erlaube, ein Projekt »politisch zu flankieren«¹³⁵ – etwa indem man grundlegende Veränderungen in der institutionellen Verfasstheit Bosnien-Herzegowinas, die Durchführung einer Schulreform oder die dauerhafte Finanzierung einer lokalen Kultureinrichtung aus dem Staatshaushalt einfordere: »Wenn sich die politischen Köpfe treffen, dann haben wir keine Stimme«, fügt sie hinzu. Dennoch können solche Selbstbeschränkungen auf die Rolle einer »neutralen Mediatorin« mitunter als Versuche erscheinen, sich aus den möglichen Effekten der eigenen Interventionen wieder herauszuziehen und somit auch einer längerfristigen Verantwortung für die erschaffenen Konstellationen aus dem Weg zu gehen. Denn gerade Formate, die Präsenzen der Konflikte aufgreifen, zielen häufig auf die Initiierung von Wirkungsketten ab, die deutlich über einen Projektzeitraum hinausgehen. So formulieren die Kulturmittler in Sarajevo etwa die weitreichende Hoffnung, durch ihre Konferenz die Entwicklung einer neuen »Standardsprache« zu unterstützen – »einer Standardsprache, die von allen ›Volksgruppen«

134 | Feldnotizen vom 29. September 2008.

135 | Feldnotizen vom 9. Juni 2009; auch das folgende Zitat.

akzeptiert wird und in der Folge auch als Basis für eine Verständigung der verschiedenen Nachfolgestaaten Jugoslawiens zur Verfügung stehen könnte.«¹³⁶ Das Team ist sich über die »politische Sprengkraft« des Themas im Klaren und nimmt sie in diesem Fall als notwendig oder sogar produktiv in Kauf. In Ramallah erläutert mir der Institutsleiter, dass er selbst bei der Organisation eines einzelnen Workshops zur Vermittlung eines sehr spezifischen Wissens großflächigere Entwicklungen im Blick hat:

»Kulturarbeit braucht auch technisches Wissen. [...] In der Filmproduktion muss man wissen, wie man Ton macht, wie man Licht macht. Das bringen wir hierher. Aber uns interessiert natürlich das Produkt, das am Ende hergestellt wird. Wir würden es nicht dabei belassen, jetzt nur Tontechnik zu üben. Sondern wir sind daran interessiert, dass daraus ein spannendes, kreatives palästinensisches Kino entsteht, das Filme macht, die diskutiert werden und Diskussionsprozesse, Diskurse in Gang setzt, die sonst nicht in Gang gesetzt würden.«¹³⁷

Auswärtige Kulturpolitik übersetzt sich in solchen Sequenzen gerade auch in Bilder von *effektvollen Interventionen und wünschenswerten Wirkungsketten*. Die Hoffnung zu längerfristigen Veränderungen, wachsenden Expertisen oder der Entstehung konkreter materieller Produkte beizutragen, findet sich – trotz der häufig parallelen Betonung der »Ergebnisoffenheit« – immer wieder in den Erklärungen zu einem Projekten. Von Relevanz erscheint mir an dieser Stelle, dass die lokalen Kooperationspartner genau solche spürbaren Effekte einfordern – anders formuliert: im Zuge der neuen Policy erweist sich das *Evozieren potenzieller Wirkungsketten* als ein wesentlicher *Modus translokaler Verknüpfungsarbeit*, in dem auch widerstrebende Diskurse, Positionen und Erwartungen situativ zusammenfinden können. Die so mobilisierten Vorstellungen von wünschenswerten Effekten kulturpolitischer Kooperationen lassen sich *drei Aspirationen* zuordnen, die in einem jeweiligen Praxis- und Übersetzungsfeld unterschiedlich gewichtet und kombiniert werden können.

Eine erste Aspiration dreht sich um die Frage nach möglichen Beiträgen zur *Entwicklung kultureller Infrastrukturen* in den konfliktdurchzogenen Einsatzgebieten. Diese zeigt sich etwa anhand der Diskussionen um das *Cinema Jenin*, dessen Förderanfrage den zentralen Anlass für die Reise des Abteilungsleiters gebildet hat. Der Theaterdirektor bringt bei diesem Treffen aber auch das Projekt zur Gründung einer Schauspielschule in Ramallah zur Sprache, das er zu diesem Zeitpunkt gemeinsam mit deutschen Partnern voranzubringen versucht und als besonders dringlich erachtet. Seine Forderung nach einer massiven Unterstützung kultureller Infrastrukturen erklärt er mir auch

136 | Feldnotizen vom 8. Juni 2009.

137 | Interview vom 4. Dezember 2008.

in einem späteren Interview mit deren grundlegenden Bedeutung für gesellschaftliche Entwicklungen:

»We have to rebuild the Palestinian culture through students and through infrastructures, through building cultural infrastructures [...] which means cinemas, theatres, schools. We have to go to the schools and to teach – teaching is very important and not to leave the schools in the hands of the radicals, because the radicals will bring the children up to be radicals one day and we don't like that, we have to oppose this and we don't have the tools to oppose this, because nobody is standing with us.«¹³⁸

Kulturelle Infrastrukturen stellen aus dieser Perspektive also keinen Selbstzweck und auch kein von den Realitäten abgehobenes Statussymbol dar, sondern sie bilden die unverzichtbare Basis für gehaltvolle Lernprozesse und die Stärkung von Potenzialen zum Widerstand gegen lokal wirksame Radikalisierungstendenzen. Deutsche Kulturmittler erkennen zumeist das Problem der fehlenden infrastrukturellen Grundlagen für symmetrische Kooperationsprojekte und somit im Prinzip auch den Bedarf einer substanziellen Förderung durch ausländische Geldgeber an. In Sarajevo bemüht sich das Goethe-Institut etwa um die Unterstützung des nationalen Filmarchivs *Kinoteka*, dessen Finanzierung durch die eigentlich zuständigen, aber besonders schwachen gesamtstaatlichen Strukturen zumeist ausbleibt. Es fehlt an technischem Gerät, um die archivierten Filme vor dem Verfall zu bewahren und selbst an Mitteln, um den Alltagsbetrieb aufrechtzuerhalten. Ein Förderantrag des Goethe-Instituts an das Auswärtige Amt zielt darauf ab, das Filmarchiv in einen arbeitsfähigen Zustand zu versetzen und die bedrohten Bestände zu retten. Er wird bezeichnenderweise mit dem Argument begründet, dass Bosnien-Herzegowina solche Institutionen brauche, um zur »Teilnahme an einem Dialog auf Augenhöhe überhaupt in der Lage zu sein«.¹³⁹ Denn diese kulturpolitische Idealvorstellung erweist sich im Projektalltag als unerreichbare Illusion, wenn die Mitarbeiterinnen einer potenziellen Partnerinstitution nicht einmal ihre Löhne erhalten. Gleichzeitig zögern die Kulturmittler, ihre Programmgelder durch langfristige Kooperationen mit einer bestimmten Institution zu binden. Die Institutsleiterin in Sarajevo erklärt mir diese Haltung über den Wunsch, möglichst breite und kontinuierlich innovative Programme zu entwickeln, der sich nur durch zeitlich begrenzte, immer wieder neue Partnerschaften realisieren lasse. Stärker als ihr Kollege in Ramallah fordert sie außerdem, dass lokale Gemeinschaften und staatliche Stellen Verantwortung für den Aufbau und dauerhaften Unterhalt kultureller Institutionen übernehmen müssten

138 | Interview vom 2. Dezember 2008.

139 | Feldnotizen vom 10. Juli 2009.

und positioniert sich hierdurch als eine »externe Akteurin« mit begrenzten Zuständigkeiten.¹⁴⁰

Im Hinblick auf die Unterstützung kultureller Infrastrukturen tut sich also ein Spannung auf: Ihr Fehlen oder ihr ungesicherter Status behindern nicht nur die Entwicklung lokaler kultureller Szenen, sondern auch die Möglichkeit gleichberechtigter Kooperationsprojekte; langfristige institutionelle Förderungen würden mit den naturalisierten Vorstellungen von den Aufgaben einer deutschen Auswärtigen Kulturpolitik brechen und letztlich andere Muster der Ressourcenverteilung erfordern. Mögliche Umgangsweisen mit diesem Zielkonflikt bestehen in der Etablierung von – in der Regel zeitlich begrenzten – Sonderförderprogrammen und der Gewährung einer »Anschubfinanzierung« für bauliche Maßnahmen oder grundlegende technische Ausstattungen, die eine Institution in einen arbeitsfähigen Zustand versetzen soll. Die Hoffnung, dass lokale Instanzen im Anschluss den Unterhalt übernehmen, bricht sich häufig an den Realitäten fragmentierter Staatlichkeit. So ließ sich etwa das *Cinema Jenin* trotz einer mehrjährigen substanziellen Sonderförderung durch das Auswärtige Amt und trotz des stetigen Engagements eines internationalen zivilgesellschaftlichen Unterstützerkreises nicht als zweites permanentes Kino im Westjordanland etablieren. In einem Interneteintrag *Cinema Jenin is closing its doors forever* berichtet die Initiative vom harschen Ende ihrer jahrelangen Bemühungen: Ein Investor habe das Gebäude gekauft und werde dort nach dem Abriss der Spielstätte ein Einkaufszentrum errichten; Gespräche mit der palästinensischen Autonomiebehörde und dem Auswärtigen Amt zu einem möglichen Erwerb des Kinos durch lokale Instanzen seien ins Leere gelaufen.¹⁴¹ Und auch im Hinblick auf die *Kinoteka* in Sarajevo fallen die Ergebnisse nach einer mehrjährigen Förderung ernüchternd aus. Die zentralen Projektziele – die Arbeitsfähigkeit der Institution herzustellen und die archivischen Bestände zu sichern – seien nicht erreicht worden, erklärt mir die Institutsleiterin als ich sie drei Jahre nach meiner Feldforschung noch einmal zu diesem Engagement befrage. Das teure technische Gerät zur Rettung der Filme habe sich aufgrund der räumlichen Bedingungen als nicht einsetzbar erwiesen; an der fehlenden finanziellen Ausstattung durch staatliche Instanzen habe sich nichts geändert. Meine Gesprächspartnerin zieht dennoch keine negative Bilanz: »Was wir tun konnten, haben wir getan. Wir haben Grundlagen geschaffen, auf denen nun weitergearbeitet werden kann.« Als ausländisches Kulturinstitut könne man nur »Angebote machen« und müsse akzeptieren, »dass das Land nicht weiter daran arbeiten will«.¹⁴² Diese demonstrative Distanzierung von einem eigenen Projektes verweist aus meiner Perspektive auf die Rahmenbedingungen

140 | Feldnotizen vom 10. April 2012.

141 | www.cinemajenin.org (letzter Zugriff am 4. November 2017).

142 | Feldnotizen vom 6. April 2012; auch die folgende Gesprächsnotiz.

solcher Kooperationen: Die deutsche Auswärtige Kulturpolitik ist mit ihren gegenwärtig etablierten institutionellen Ordnungen, Förderlogiken und Vorstellungen von begrenzten Zuständigkeiten nur sehr bedingt in der Lage, kulturelle Infrastrukturen in Zonen fragmentierter Staatlichkeit nachhaltig zu unterstützen.

Im weiteren Gesprächsverlauf lenkt die Institutsleiterin die Aufmerksamkeit von den Problemen der Entwicklung von Infrastrukturen auf die zweite kulturpolitische Aspiration, die auf *mobilisierende Effekte* abzielt:

Sie erzählt von einem jungen Mitarbeiter der Kinoteka, dem sie ein Praktikum im Bundesarchiv in Berlin ermöglicht haben – man wisse nicht, was er in der Zukunft daraus mache. In der Bewertung eines solchen Projektes müsse man »von den Menschen ausgehen« und »die Bewertungen anders setzen«. Die Zahl der gereinigten Filme in der Kinoteka habe sich durch die Kooperation nicht verändert; Kulturarbeit lasse sich aber nicht in Zahlen darstellen. Sie wolle nicht primär die institutionellen Folgen fokussieren, sondern die individuellen Entwicklungsschritte eines Mitarbeiters und die möglichen langfristigen, aktuell nicht kontrollierbaren Effekte: »Wenn man bei Kulturarbeit keine Zeit hat, dann soll man es besser gleich lassen.«

Mögliche, bisher nicht vollzogene Entwicklungsschritte eines Individuums werden hier vorgebracht, um einen Projektverlauf trotz aller Abweichungen und Enttäuschungen dennoch als lohnenswert und ertragreich darzustellen. Meine Gesprächspartnerin entwickelt hierzu Vorstellungen von aktuell weder plan- noch vorhersehbaren Wirkungen, die sich aus den neuen Erfahrungen, Expertisen und Begegnungen des Archivmitarbeiters ergeben können. Produktive Effekte werden hier also aus einer *parallelen Mobilisierung von Menschen und Wissensbeständen* erwartet. Die bereits zitierten Hoffnungen der Institutsleiterin, im Rahmen der Tagung zur *Sprach(en)politik* ein »Forum« anzubieten, in dem sich »in jedem Einzelnen etwas positiv verändert« zeugen ebenso von dieser Aspiration. In die gleiche Richtung weist auch der Wunsch ihres Kollegen in Ramallah, durch die Organisation von Ton- oder Kamera-workshops zur Entwicklung eines spannenden palästinensischen Kinos beizutragen und letztlich neue Diskussionsprozesse in Gang zu setzen. An diesen Beispielen zeigt sich zugleich eine enge Beziehung zwischen der zweiten und dritten kulturpolitischen Aspiration: Die Hoffnung auf weitergehende *diskursive und zivilgesellschaftliche Effekte*, die sich an einem letzten Projektbeispiel verdeutlichen lässt.¹⁴³

Die Festivaldirektorin aus Ramallah, die bereits im Gespräch mit dem Berliner Gast die Ausrichtung ihrer Arbeit auf die Entwicklung einer diversen

143 | Die gesamte folgende Passage auf Basis unseres Interviews vom 3. Dezember 2008.

Zivilgesellschaft herausgestellt hat, berichtet mir von ihrer aktuellen Kooperation mit dem Goethe-Institut. Gemeinsam hat man fünf junge Palästinenserinnen und einen jungen Palästinenser durch den Prozess der Realisierung und öffentlichen Präsentation ihrer ersten Kurzfilme begleitet. In diesem Rahmen ging es einerseits um Maßnahmen zur *Befähigung dieser konkreten Personen*: Technisches Gerät wurde zur Verfügung gestellt, wesentliche Expertisen durch eine ganze Reihe von Workshops und individuelles Coaching vermittelt. Andererseits zielte das Vorhaben auf *zivilgesellschaftliche Interventionen*, die bereits mit der Themensetzung ihren Anfang nahmen: Die Prozesse, in denen Mädchen innerhalb einer patriarchalen Gesellschaft zu Mädchen und allmählich zu Erwachsenen werden sowie der Blick auf das andere Geschlecht sollten aus Sicht der Initiatoren im Zentrum der filmischen Arbeiten stehen. Das Projekt mündete in sieben Kurzfilmen, die von den alltäglichen Zwängen und Konflikten junger Palästinenserinnen erzählen, gleichzeitig aber von den vorsichtigen Versuchen der Protagonistinnen, enge gesellschaftliche Vorgaben und Rollenerwartungen vorsichtig zu verschieben.¹⁴⁴ Die Filme wurden im Herbst 2008 unter dem Titel *Confession* als Eröffnungsprogramm des vierten *Women's Film Festival in Palestine* an zehn Universitäten in den gesamten besetzten Gebieten gezeigt. Meine Gesprächspartnerin berichtet von den »ekstatischen Reaktionen« des studentischen Publikums, die sie sich gerade mit den diskursiven Potenzialen der Filme erklärt: »Apparently they generated discussions about issues that are hidden in Palestinian society. Issues that youth are encountering, that we as adults don't want to talk about.«¹⁴⁵

Diese Potenziale ergeben sich aus ihrer Perspektive aus einer dosierten Kritik an kulturellen oder gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die durch die Filme transportiert wird: »The response is beyond the imagination, because the films are daring but they are within the cultural parameters. So they have not overstepped a redline, whereby they could be dismissed.«

Eine solche Ablehnung ließ sich auch deshalb vermeiden, weil die Geschichten hier von den eigenen Schwestern, Töchtern oder Cousins erzählt wurden, die man darüber hinaus bewusst aus Gemeinden in der Peripherie des Westjordanlandes rekrutiert habe. Zwei Aspekte erscheinen mir an diesem Beispiel von Relevanz: Zum einen zeigt sich besonders deutlich die Erwartung, dass die intensive Arbeit mit einer überschaubaren Gruppe angehender Filmemacherinnen zu mehr führen soll als zu individuellen Kompetenzfortschritten; zum anderen werden Bemühungen um eine lokale Situierung diskursiver Interventionen sichtbar, die auf kontinuierlichen Beobachtungen und Analysen gesellschaftlicher Entwicklungen in den besetzten Gebieten beru-

144 | Siehe hierzu die DVD »Confession«; herausgegeben durch: Goethe-Institut Ramallah & Shashat im Jahr 2008; Produzenten: Fareed Majari und Alia Arasoughly.

145 | Interview vom 3. Dezember 2008; auch die folgenden Zitate.

hen. Beides fließt zusammen in der grundlegenden Programmatik des Festivals und seiner Trägerorganisation, die mir die Leiterin als »promoting social change through culture« mit dem besonderen Fokus auf »social change in terms of perceptions of women and women's lives« beschreibt. Den Gegenpol ihrer Arbeit bildet demnach die zunehmende Ausbreitung einer »siege mentality«, die zu einem Rückzug in immer kleinteiligere Gemeinschaften, einem dramatischen Zerfall des sozialen Zusammenhalts und der Ausbreitung traditioneller Geschlechterrollen führe – mit weitreichenden Folgen, auch über innerpalästinensische Dynamiken hinaus: »[...] because what's happening with the checkpoints and the wall is that Palestinian communities are becoming more and more segregated and if one village cannot communicate with the next village: how can we expect it to be a part of a global dialogue?«

In solchen Betonungen von *Dialog*, der Wertschätzung von grenzüberschreitenden Verbindungen und in der Hoffnung auf weitergehende zivilgesellschaftliche Effekte eines kleinteiligen Projekts treten Verknüpfungspotenziale mit einer *Auswärtigen Kulturpolitik als Konfliktprävention* deutlich zutage. Ihre Wortwahl und Vorstellungen von möglichen Wirkungsketten, die sich durch *Confession* hervorrufen lassen, korrespondieren spürbar mit Erklärungen deutscher Kulturmittler in Ramallah, Sarajevo und Tel Aviv, die im Laufe dieser Studie diskutiert worden sind:

»And I think that when you begin opening up spaces for difference internally – that is not threatening and that is not dangerous and that leads to open discussion of difference and disagreement that you can disagree verbally and nothing will happen; you don't have to go kill the other person because you disagree, ideologically or any way – then I think it promotes an atmosphere of culture interaction, which is really the final safety place for all of us, who are quite different than each other: ›This is, difference, so what?‹ But I think it's very important to begin at that grassroots level that to be different is OK. To discuss ideas that you don't agree with, but that really challenge you is also OK. And I think this is what is happening with the screenings of ›Confession‹.«

Die Konstellationen einer Verknüpfungsarbeit, in denen Kulturmittler und ihre Projektpartner lokal greifbare Präsenzen der Konflikte und mobile Metaphern aufeinander beziehen, neue Themenfelder und Projektformate entwickeln sowie Vorstellungen von wünschenswerten Effekten evozieren, erweisen sich vor diesem Hintergrund als besonders produktive Übersetzungsfelder der neuen Policy. Entsprechend zieht meine Gesprächspartnerin trotz ihrer Klagen über die fehlende Langfristigkeit und strategische Herangehensweise in der Arbeit des Goethe-Instituts ein verhalten positives Fazit aus ihrer Kooperation:

»And I think that this kind of approach of Goethe in terms of building infrastructures here and promoting an intercultural Palestinian dialogue is very, very important, because it's the only way to open up to wider issues, for example that if you cannot discuss something that is happening in Palestine that challenges you a little bit, how can you talk about global intercultural dialogue or intercultural dialogue between Europe and us – so to speak – or between fundamentalist ideas and European ideas.«

